

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.
Beitrag S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rüdelsstraße 16
Fernsprecher S.-N. 628 41

erschienen wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverzeichnisse
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgeandt

Pläne zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

Man weiß, daß in England die Dauerarbeitslosigkeit sich zu einer mindestens ebenso furchtbaren Plage ausgewachsen hat wie bei uns in Deutschland. Die letzte bisher übermittelte Zahl stammt von Mitte Februar und beträgt rund 1500 000 Arbeitslose. Das sind aber nur die gegen Arbeitslosigkeit Versicherten, die eine Unterstützung beziehen; die Gesamtzahl ist zweifellos noch höher. Nun gibt es in Großbritannien überhaupt nur etwa 19 1/2 Millionen Erwerbstätige, wovon auf Industrie, Handel, Verkehr und häusliche sowie sonstige Dienste rund 16 1/2 Millionen entfallen. Schon jene 1 1/2 Millionen Arbeitslose machen also beinahe 8 vH aller Erwerbstätigen aus! Bedenkt man, daß unter den Erwerbstätigen auch die Unternehmer mitgerechnet sind, die Offiziere, die Beamten usw., sowie andererseits daß die Arbeitslosigkeit vornehmlich in Industrie, Handel und Verkehr wütet, so darf man als sicher annehmen, daß von der in Frage kommenden Arbeiterschaft 12 bis 15 vH dauernd arbeitslos sind. Eine grauenhafte Zahl! Und das nun schon ununterbrochen seit 8 bis 9 Jahren. Man versteht, daß sich die englische Bourgeoisie sehr ungemütlich in ihrer Haut fühlt. Wenn die ungeheure Masse einmal begreift, daß es für sie überhaupt keine Rettung aus dem Elend der Arbeitslosigkeit gibt, solange kapitalistisch gewirtschaftet wird, was dann? Bis jetzt ist es immer noch geblieben, den meisten englischen Arbeitern die Lehren des Marxismus fernzuhalten. Aber es gibt keinen besseren Lehrentwickler als die Not. Schließlich werden die englischen Arbeiter fragen, warum es denn immer und immer nicht besser werden will. Und wehe, wenn sie auf diese Frage die richtige Antwort finden.

Mit Bienenfleiß sind deshalb die Schildhalter der englischen Bourgeoisie an der Arbeit, immer neue „Pläne zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit“ auszuheden. Allerdings, neu sind die Pläne nur in ihrer Einbildung. In Wahrheit ist es immer wieder derselbe alte Plan in anderer Aufmachung. Immer wieder der Gedanke: mehr Beschäftigung zu schaffen und die Zahl der sich anbietenden Arbeitskräfte zu verringern. Solche Pläne hat man seit 8 Jahren unzählige Male vorgeschlagen und einige sind auch zur Ausführung gebracht. Geht es nicht. Aber wer in die wirklichen Ursachen der Arbeitslosigkeit keinen Einblick hat, keinen Einblick haben will, der kann natürlich nichts weiter tun, als die alten Vorschläge in immer anderer Form wiederholen.

Da hat jetzt die liberale Partei Englands ein großes Programm an die Öffentlichkeit gebracht, Straßen zu bauen, Brücken zu bauen, Häuser, Elektrizitätswerke usw. zu errichten, Gelände zu entwässern. 612 000 Mann sollen dabei Beschäftigung finden. Schöner Gedanke. Es würden zwar auch dann immer noch 900 000 Arbeitslose übrig bleiben, aber 600 000 wären doch untergebracht. Auch an der Kostenfrage muß es nicht unbedingt scheitern, obgleich ungeheure Summen hineingesteckt werden müßten. Allein der Straßen- und Brückenbau soll 145 Millionen Pfund Kapital erfordern, das sind beinahe 3000 Millionen Mark. Und bekanntlich sind Straßen und Brücken Dinge, die sich nicht unmittelbar rentieren. Direkt bringen sie nichts ein, sondern machen sich nur mittelbar bezahlt durch Förderung der Gesamtwirtschaft. Kein Privatkapitalist gibt dafür Geld her. Der Staat müßte es machen durch Anleihen, die er verzinst, und daraus ergeben sich doch auch wieder allerlei unliebsame Folgen. Man stelle sich die plötzliche Vermehrung der Staatsschuld um 3 Milliarden Mark vor (wobei es nichts ausmacht, ob Teile der Schuld von Gemeinden usw. übernommen werden).

Gleichwohl, auch der vielgenannte Herr Mond weiß nichts anderes vorzuschlagen. Der König hat ihn inzwischen zum Lord Melchett „erhoben“ wegen seiner vielen Verdienste. Ich weiß nicht, ob es die Verdienste sind, die er als Großunternehmer in seine Tasche gesteckt hat, oder die Verdienste, die er sich um das „gemeine Beste“ erworben hat durch seine unzähligen Vorschläge zur Verbilligung der Arbeiter. Die Arbeiter haben von seinen Vorschlägen bisher noch nichts gehabt, wohl aber der kapitalistische Staat dadurch, daß die Arbeiter immer aufs neue in Hoffnung und schließlich in Ruhe gewiegt wurden. Auch „Lord Melchett“ sieht in seinen letzten Vorschlägen allerlei neue Banken vor, außerdem soll die A u s w a n d e r u n g der Arbeiter stärker gefördert werden. Damit der Bourgeois sie los ist.

Ich brauche den Lesern der Metallarbeiter-Zeitung heute nicht mehr zu sagen, daß alle diese Vorschläge ein Schlag ins Wasser sein werden. Wahrscheinlich werden die ungeheuren Summen, die sie erfordern, gar nicht aufgebracht werden. Aber selbst wenn! Was da bekämpft werden soll, sind nicht die Ursachen der Arbeitslosigkeit, sondern nur einige ihrer mehr oder minder wichtigen Begleiterscheinungen. Die Arbeitslosigkeit entspringt aus dem Wertverfallsbedürfnis des Kapitals, das heißt aus seinem Bedürfnis, Profit zu machen. Dieses Bedürfnis treibt das Kapital dazu, die Produktion immer weiter auszudehnen, aber mit (verhältnismäßig) immer geringeren Kosten. Der Arbeiter, der diese Zusammenhänge verstehen will — und ich kann mir nichts Wichtigeres denken — lese das 23. Kapitel im I. Bande von Marxens „Kapital“. Dort ist ausgeführt, daß der alljährlich dem Kapital zugeführte Mehrwert (die Akkumulation) nach Anlage drängt und somit die Produktion vergrößert, folglich zunächst, solange sonst keine Änderungen eintreten, mehr Arbeiter beschäftigt und den Lohn steigert. „Akkumulation des Kapitals ist also Vermehrung des Proletariats“. Jedoch diese Vermehrung in der Lage der Arbeiter kann nie bis zu dem Punkt fortgehen, wo sie das kapitalistische System selbst bedrohen würde. Entweder fährt der Arbeitslohn fort zu steigen, weil seine Erhöhung den Fortschritt der Akkumulation nicht stört“. Das war so Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte lang, aber in Zeiten, die nun vergangen sind. — Oder

die Akkumulation erschläft infolge des steigenden Arbeitslohnes, weil der Stachel des Gewinns abtumpft. Die Akkumulation nimmt ab. Damit hört dann aber auch die starke Nachfrage nach Arbeitskräften auf und der Arbeitslohn sinkt wieder.“ So weiter. „Durch die Akkumulation“, heißt es bei Marx, „wächst die Produktivkraft der Arbeit... Das bedeutet aber nichts anderes, als daß dieselbe Menge Arbeitskraft eine größere Menge Produktionsmittel verarbeitet.“ Umgekehrt gesehen heißt dies, daß zur Verarbeitung immer größerer Massen von Produktionsmitteln (Rohstoffen usw.) immer weniger Arbeitskräfte erforderlich sind. Je riesenhafter die Akkumulation des Kapitals anwächst, desto weniger beschäftigt sie (verhältnismäßig) Arbeitskräfte.

Und nun folgen Zeilen, die in geradezu prophetischer Weise die Entwicklung vorausagen, die in den folgenden 60 Jahren nach Erscheinen des Buches wirklich eingetreten ist:

„Der Konkurrenzkampf wird durch Verwohlfeuerung der Waren geführt. Die Wohlfeilheit der Waren hängt von der Produktivität der Arbeit ab, diese aber von dem Umfang der Produktion. Die größeren Kapitale schlagen daher die kleineren. Ferner wächst mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise der Mindestumfang des Einzelkapitals, das erscheint ist, um das Geschäft unter seinen normalen Bedingungen zu betreiben. Die kleineren Kapitale drängen sich daher in Produktionsweise, deren sich die große Industrie nur erst vereinzelt aber unvollkommen bemächtigt hat. Die Konkurrenz endet stets mit dem Untergang vieler kleinerer Kapitalisten, deren Kapitale teils in die Hand des Siegers übergehen, teils untergehen. Abgesehen hiervon bildet sich mit der kapitalistischen Produktion eine ganz neue Macht, das Kreditwesen. Es wird nicht nur selbst zur neuen gewaltigen Waffe im Konkurrenzkampf. Durch unsichtbare Fäden zieht es die über die Oberfläche der Gesellschaft in größeren oder kleineren Mengen zerstückelten Geldmittel in die Hände einzelner oder assoziierter (miteinander verbundener) Kapitalisten. Es ist die spezifische Maschine zur Zentralisation (Zusammenballung) der Kapitale.“

Je größer das zusammengeballte, einseitig wachsende Kapital, desto kleiner (verhältnismäßig) die Menge Arbeitskräfte, die es beschäftigt. Nun bedenkt man, wie ungeheuer die Zusammenballung des Kapitals fortgeschritten ist, seit Karl Marx die obigen Zeilen schrieb. Man denke an solche Riesenbetriebe wie die AEG oder Siemens mit ihren Zehntausenden von Arbeitern, oder gar an die Vereinigten Stahlwerke mit ihren wohlgezählten 188 000 und ihren 800 Millionen Mark Aktienkapital. Summen, an die Marx wahrscheinlich im Traum noch nicht gedacht hat. Dann wird sofort klar, daß heute längst die verhältnismäßige Arbeitslosigkeit in eine absolute, stets vorhandene umgeschlagen ist. Allein wegen der Tatsache, daß der Stahltrust 188 000 Mann beschäftigt, sind mehrere Zehntausend arbeitslos, die Beschäftigung hätten, wenn die Kapitalisten des Stahltrusts in mehrere Unternehmungen zerstückelt wären.

Hier muß man das Problem anpacken. An der Zusammenballung der Kapitale können und wollen wir nichts ändern. Denn wir wollen selbstverständlich nicht die Produktivität der Arbeit zurückdrängen. Also müssen die Maßnahmen der praktischen Politik darauf gerichtet sein, die freigesetzten Arbeitskräfte ohne Rücksicht auf Profit nutzbringend für die Gesamtheit zu beschäftigen. Die erste Vorbedingung dazu heißt: Enteignung des Kapitals.

Wohnungsnot als Seuchenquelle

Bei den Auseinandersetzungen über die Lösung der Wohnungsnot erklären heute mutiger denn je unsere Reaktionen, daß die Zwangswirtschaft sofort aufgehoben werden müsse, dann würde die Wohnungsnot von selbst verschwinden. Ja es gibt sogar Hausbesitzer, die heute schon eine Wohnungsnot überhaupt leugnen und die Gemeinden beschwören, ja recht vorichtig im Neubau von Arbeiterwohnungen zu sein, da in absehbarer Zeit viele Wohnungen wieder leer stehen würden. Die Angst um den Profit ist also hier ausschlaggebend. Dabei ersticken unsere Gemeinden unter den Lasten der vielen durch die Milde der Zwangswirtschaft obdachlos gewordenen Familien. In armen Heimen müssen heute Familien untergebracht werden, die der Gerichtsvollzieher auf die Straße gesetzt hat. Die Eltern werden getrennt und die Kinder in städtischen Heimen untergebracht: unnütze Ausgaben und Zertrümmerung der Familie.

In den Münchener Wohlfahrtsblättern schreibt ein Amtmann: „Wenn man bedenkt, welche Ausgaben für die Versorgung tuberkulöser Erwaehener in Heilstätten, wo'elbst immer ein mehrmonatiger Aufenthalt in Frage kommt, für die öffentliche Fürsorge verursacht werden, so ergibt sich ohne weiteres, daß gerade auf dem Gebiete der Tuberkulosefürsorge der Wohnungsbau eine produktive Wohlfahrtsmaßnahme darstellt. Gesunde und ausreichende Wohnungen bilden anerkanntermaßen einen ausschlaggebenden Heilfaktor bei der Bekämpfung übertragbarer Krankheiten, insbesondere der Tuberkulose.“ Dr. E. Voigt berichtet in demselben Blatt über Geschlechtskrankheiten und Wohnungsnot. Er führt entsetzliche Einzelfälle an. Er schildert anschaulich, wie die Krankheitskeime auch durch die Luft übertragen werden können und klagt, daß eine erschreckende Zunahme der Ansteckungen außerhalb des Geschlechtsverkehrs von jedem Arzt und Gesundheitsbeamten bestätigt werden und führt aus: „Gehen wir einmal

hinaus in eine der überfülltesten Wohnungen der Vorstädte. Der Kindersegen ist meist reich, die Wohnung schon immer zu klein. Die Kinder wachen heran, heiraten, können neue Wohnungen nicht beziehen, weil eben keine vorhanden sind, und sie müssen jahrelang auf Zuteilung warten. Auch sie bekommen wieder Kinder. Und so wohnen und schlafen in engen, schlecht gelüfteten Räumen zahlreiche Männer und Frauen jeden Alters zusammen. Nicht jeder Mensch hat seine eigene Lagerstätte, vielfach liegen Mann und Frau und noch ein oder zwei Kinder in einem Bett. Oft ist auch die Armut so groß, daß die Bettwäsche, wenn überhaupt vorhanden, nur selten gewechselt wird. Vielfach fehlt es an der nötigen Zahl von Waschlagenheiten — das eine Handtuch muß für viele dienen. Erkrankt nun eines der Angehörigen an einer Geschlechtskrankheit, so ist ein Übergreifen auf andere mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit zu erwarten.“

Es werden dann Einzelfälle angeführt, in denen die Wohnungsnot die unbedingte Ursache der Übertragung von Geschlechtskrankheiten ist. Kein Wunder, daß in den engen, dichtbelegten Proletariatswohnungen das fürchterliche Verbrechen der Blutschande häufiger vorkommt als anderswo. „Vielfach finden sich aber auch entferntere Verwandte im Haushaltverbande, denen das enge Zusammenwohnen und Zusammenleben die Aufnahme intimer Beziehungen zu sehr erleichtert. Ein eigenes und wichtiges Kapitel ist das sogenannte Schlafgängerwesen, die Aufnahme Familienfremder, meist Männer, in das ohnehin zu enge Hauswesen. Ihre Anwesenheit bildet häufig eine Gefahr für die Ehe des Vermieters, eine Gefährdung der heranwachsenden Tochter.“ Auch die Trunksucht würde durch die Wohnungsnot gefördert: „Aus dem Sumpf des eigenen Heimes flieht der Mensch dann ins Wirtshaus, ins Kino, in die Bar — und der Alkohol beseitigt die letzten Hemmungen.“

Dr. Voigt schließt seinen lehrreichen Aufsatz: „Da hilft kein Debattieren am grünen Tisch, da hilft keine noch so schöne Statistik und keine noch so tiefgründige wissenschaftliche Arbeit aus dem Klubstiel heraus über das „Problem der Wohnungsnot“ geschrieben! Hier hilft nur eines — die Tat! Es müßte jede öffentliche Ausgabe darauf geprüft werden, ob nicht die Mittel dazu besser für Wohnungsbauten verwendet werden sollten. Denn es gibt keine Frage, die so wichtig wäre wie diese. Wer kein Heim hat, hat kein Familienleben, wer keinen Familienverband hat, dem fehlt auch der Begriff von der Ordnung im Staate. Und wer an seinem „Zuhause“ zugrunde geht, den kann keine Volksschule und kein Sportplatz mehr retten, der ist als Mensch verloren!“

Die Krankenkassen, die an der Wohnungsfrage auch ein großes Interesse haben, hatten sich früher kaum darum gekümmert. Behafter feste die Kritik ein, als die Ortskrankenkasse der Kaufleute zu Berlin unter Führung von Albert Kohn Wohnungsfrage trieb, ihre Kontrollen anwies, auch auf die Wohnverhältnisse der Kranken mehr zu achten. Die Bürokraten von damals und auch heute hielten eine Prüfung der Schlafgelegenheiten der Kranken für zwecklos und weit über die Pflichten einer geordneten Krankenversicherung hinausgehend.

Nun mögen ja auch damals die Wohnungsverhältnisse allgemein, besonders in mittleren Städten, besser gewesen sein als heute, da ein gewisser Überschuss an Wohnungen vorhanden war. Doch gab es in jedem Kasernenbezirk eine Anzahl ungeeigneter Wohnungen, die jede vernünftige Kasernenleitung beobachten mußte. Waren es früher Einzelfälle, so ist es jetzt eine große Anzahl von Kasernenmitgliedern, die unter der Wohnungsnot entsetzlich leiden. Der Krankenträger stellt täglich fest, daß infolge ungenügender Bautätigkeit mehrere Familien in einer engen, ungeeigneten Wohnung zusammengedrängt leben und jetzt schon jahrelang von dem zuständigen Wohnungsamt immer und immer wieder auf später vertröstet werden. Sicher gibt es auch Leute, die eine gute Wohnung besitzen und einfach die Wohnungsnot leugnen oder derartige Klagen als übertrieben bezeichnen, als ob dies im Einzelfalle überhaupt in Frage käme. So zweifelte man in vielen Städten die Statistik der Wohnungsämter an, warnte sogar jetzt schon vor allzu großer Neubautätigkeit, weil in kurzer Zeit sicher wieder ein Überangebot sich geltend mache und dann viele Wohnungen wieder leerstehen würden. Man ist aber sehr feinklaut geworden, nachdem nach der amtlichen Zählung die Zahl der Wohnungsuchenden doch viel größer ist, als man angenommen hat. So fehlen in Frankfurt a. M. mehr als 12 000 Wohnungen. Man beachte nun, daß jedes Jahr höchstens 2000 neue Wohnungen erstellt werden: daß aber jedes Jahr die gleiche Zahl von Eheschließungen stattfindet, und wird dann ermessen können, wieviel Jahre noch

Aus dem Inhalt

| | Seite |
|--|-------|
| Pläne zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit | 105 |
| Wohnungsnot als Seuchenquelle | 105 |
| Bürokratische Krätze gemildert durch Elefantis | 106 |
| Mitteldeutsche Stahlwerke AG. | 106 |
| Roierende Schmelzöfen für Metallguss | 107 |
| Die moderne Uhrenindustrie | 107 |
| Familie und Maschine — Dumhubers Traum | 108 |
| Zwergstaaten | 108 |
| Vom Gerichtsvollzieher und anderen Annehmlichkeiten — Der Bettler | 109 |
| Wem nützt die soziale Fürsorge | 110 |
| Die Arbeitsdisziplin in Russland — Die Familienzulage in Frankreich — Der Arbeitsmarkt in Südwestafrika — Der Achtstundentag in Rumänien | 111 |

Mitteldeutsche Stahlwerke AG.

Von Julius Fries

Die Mitteldeutsche Stahlwerke AG. beschloß am Schlusse des am 30. September 1928 abgelaufenen Geschäftsjahres allein in den in ihrem unmittelbaren Eigentum befindlichen Werken 11 217 Arbeiter und Angestellte, das ist gegen das Vorjahr ein Mehr von 565 Köpfen oder rund 5%. Der Umsatz betrug im abgelaufenen Geschäftsjahre 105 Millionen gegen 111 Millionen im Vorjahre, wovon wieder rund 13 Millionen Mark auf den Umsatz innerhalb der eigenen Werke entfallen. Obwohl infolge von Lohnkämpfen die Werke Gröbzig 12 Wochen und das Werk Riesa 8 Wochen stilllagen und obwohl durch einen großen, allerdings durch Versicherung gedeckten Brandschaden in der Bricketfabrik Lauchhammer ein Produktionsausfall eingetreten ist, lag die Braunkohlenförderung von 1,30 auf 1,56 Millionen Tonnen, die Bricketherstellung von 223 000 auf 305 000 Tonnen, die Stromerzeugung von 115 auf 121 Millionen Kilowattstunden. Einzig die Hohlstahlerzeugung sank von 515 000 auf 477 000 Tonnen, also um rund 7%. Alles in allem zeigen diese Zahlen eine erhöhte Arbeitsleistung der Belegschaft.

Die Mitteldeutsche Stahlwerke AG. besteht erst seit Oktober 1926. Sie ist hervorgegangen aus dem schwerindustriellen Betriebe der Rinte-Gosmann-Lauchhammer AG. und dem Stahl- und Walzwerk Weber in Brandenburg a. S. Das Werk Lauchhammer enthält Braunkohlegruben, Bricketfabrik, Eisenwerk mit Gießerei und Emailierwerk sowie eine Bild- und Glockengießerei. In Riesa besitzt die Firma ein Siemens-Martin-Stahlwerk, ein Walzwerk, ein Blechwalzwerk, in Gröbzig ein Siemens-Martin-Stahlwerk, Bessemeranlage, Schmiede-, Press- und Walzwerk, eine Gießerei in Burghammer und Werkstätten für Eisenkonstruktionen in Wittenau bei Berlin. Ferner das schon erwähnte Stahl- und Walzwerk Weber in Brandenburg a. S. mit Siemens-Martin-Stahlwerk, Walzwerk und Gießerei, eigene Erzbergwerke in Elbingerode am Harz und in Brotterode (Hüttingen). Schließlich sind die AG. an der Schrotthandelsfirma Schweitzer & Oppler AG., die mit 2 Millionen Mark Kapital arbeitet, zur Hälfte sowie an der Bamberger, Zerol & Co. AG., Fabrik für sanitäre Einrichtungen in Frankfurt a. M. beteiligt. Die Hälfte des 30 Millionen Mark betragenden Aktienkapitals der Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke, Gleiwitz, und endlich die Aktienmehrheit des Stahl- und Walzwerks Hennigsdorf AG. in Hennigsdorf bei Berlin ist ebenfalls Eigentum der AG., und zwar entfallen von dem 8 Millionen Mark betragenden Aktienkapital der letztgenannten Gesellschaft 5 Millionen auf die AG., die restlichen 3 Millionen besitzt die AG. noch zahlreiche kleinere Beteiligungen und einen großen Wertpapierbestand.

Die Entwicklung auf den Anlagenseiten der Bilanz zeigt im Vergleich mit der Gründungsbilanz einen Bestand von 50 Millionen gegen 45 Millionen Mark am 30. November 1926. Im vergangenen Jahre war auf den Werksanlagen ein Zugang von 6,3 Millionen Mark zu verzeichnen, auf den nicht weniger als 3,6 Millionen abgeschrieben sind. Beteiligungen und Wertpapiere stiegen mit 16,3 Millionen zu Buch. Hierin dürften erhebliche stille Reserven liegen, wenn auch für die Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke AG. in Gleiwitz noch mindestens zwei Jahre lang keine Dividende zu erwarten ist. Diese Betriebe konnten nur mit Hilfe eines Kredits der Preussischen Staatsbank in Höhe von 36 Millionen Mark über die Inflation und die überschüssigen Schwierigkeiten hinwegkommen und brauchen diesen Kredit vor 1930 nicht zu verzinsen, dürfen aber bis dahin auch keine Dividende verteilen. Die Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke verringerten im letzten Geschäftsjahre, das ebenfalls am 30. September 1928 abgelaufen ist, ihre Belegschaftszahl von 17 457 auf 16 672 Köpfe. Trotzdem ist auch hier die Erzeugung zum Teil wesentlich gestiegen.

Der vorjährige Geschäftsbericht sagte über die Gleiwitzer Werke und auch über die Stahl- und Walzwerke Hennigsdorf AG., daß beide befriedigende Fortschritte gemacht haben, daß aber eine Ausschüttung von Dividende nicht in Betracht komme. Für das letzte Geschäftsjahr schweigt sich der Jahresbericht der AG. über beide Werke völlig aus.

Wir haben oben gesehen, daß die Gleiwitzer Werke wegen des ausgenommenen 36 Millionen Kredits mindestens noch zwei Jahre keine Dividende ausschütten dürfen. Wie steht es aber mit Hennigsdorf? Wir sind der Meinung, daß für die Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf AG. schon im Vorjahre die Ausschüttung einer Dividende möglich gewesen wäre, die Verwaltung zog jedoch eine Stärkung der inneren Rückstellungen vor.

Für das Geschäftsjahr 1927/28 des Stahlwerks Hennigsdorf, für das soeben der Abschluß veröffentlicht wurde, gibt es wieder keine Dividende. Es wurde aber ein Überschuf von 770 000 M erzielt, was beinahe 10% des Aktienkapitals und 62 000 M mehr als im Vorjahre sind. In den letzten beiden Jahren hat also das Stahlwerk Hennigsdorf rund 1 1/2 Millionen Mark zur inneren Stärkung des Betriebes verwenden können, weil die beiden Großaktionäre, die AG. und die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft sich das leisten können. Das Verlangen der Belegschaft nach besseren Lohn- und Arbeitsbedingungen ist aber, wie wir gesehen haben, auch im Hinblick auf die Lage der Gesellschaft durchaus berechtigt.

Kehren wir zur Gesamtbilanz der AG. zurück. Dort sehen wir weiter, daß die Vorräte gegen das Vorjahr um 1 Million Mark gewachsen sind und jetzt um 10,3 Millionen zu Buch stehen. Dafür haben sich die Aufwände der Gesellschaft, die im vorletzten Abschluß 23,3 Millionen betragen haben, diesmal auf 15,8 Millionen vermindert, was von der Verwaltung darauf zurückgeführt wird, daß eine Anzahl größerer Aufträge erst im neuen Geschäftsjahr fertig werden. Unter den Forderungen befinden sich 1 Million Mark für Vorauszahlungen an Lieferanten. Auf der anderen Seite betragen die Verpflichtungen der Gesellschaft 11,1 Millionen Mark gegen 9 Millionen im Vorjahre. Darunter sind 3 Millionen Anzahlungen der Kundschaft enthalten, das sind 50% mehr als im Vorjahre, womit der auch von der Gesellschaft jetzt zugegebene erhöhte Auftragsbestand bewiesen ist. An langfristigen Schulden hat die Gesellschaft noch eine 25 Millionenanleihe, die in den Jahren 1932 bis 1951 zu tilgen ist. Diese Anleihe hat der Gesellschaft statt 25 Millionen nur 2,5 Millionen Mark bar eingebracht, 2,5 Millionen Mark sind für Zins- und Zwischengewinne der Banken draufgegangen. Die Gesellschaft aber hat diesen Verlust bereits in der vorjährigen Bilanz in voller Höhe ausgebucht und damals aus dem Rohgewinn von 11,3 Millionen Mark getilgt. Diesmal beträgt der Rohgewinn sogar 12,1 Millionen Mark, von dem wieder vorweg alle Lohn- und Gehaltsausgaben getilgt sind, die natürlich nicht besonders ausgewiesen werden. Einzig und allein für Steuern und soziale Aufwendungen wird ein Betrag von 4,8 Millionen Mark gesondert ausgewiesen, der um 1,25 Millionen Mark höher ist als im Vorjahre, was durch die Erhöhung der Belegschaftszahl nur zum Teil erklärt wird.

Die Zusammenfassung von Steuern und sozialen Aufwendungen ist, wenn auch allgemein üblich, bei Einnahme beträchtlich jünger, denn nur bei getrenntem Ausweis könnte man Schlüsse ziehen, ob die Steuerleistung unangemessen hoch ist oder ob die Firma über die gesetzlichen Sozialaufwendungen hinausgeht. Klagen über die Höhe der Steuerleistung und der sozialen Lasten finden sich im Gegenjahr zum Vorjahr in dem diesjährigen Bericht der AG. nicht. Im Vorjahre hieß es noch, daß „die amtliche Wirtschaftspolitik die deutsche Industrie zu immer neuen Investitionen (Anlagen) zwingt, die trotz der geringen Kapitalbildung zwangsweise in einem überforderten und damit gefährlichen Tempo erfolgen müssen.“ Kapitalbildung kann aber unserer Meinung nach ebenso gut wenn nicht besser durch hohe Löhne und Gehälter erfolgen, die nicht ganz für Konsumzwecke verbraucht werden, sondern auch Ersparnisse ermöglichen. Abgesehen von der ansehnlichen Weisheit solcher volkswirtschaftlichen Bemerkungen, die ja bekanntlich in allen Unternehmerberichten wiederkehren, meinen wir, daß es einem Unternehmen, das vor mehreren Jahren für die Oberschlesischen Hüttenwerke einen großzügigen Kredit von 36 Millionen Mark von der Bank des preussischen Staates erhalten hat, schlecht ansteht, sich über die staatliche Wirtschaftspolitik zu beklagen. Daß man in Wirklichkeit recht zurechtfindet, zeigt auch der Umstand, daß der 20köpfige Aufsichtsrat aus dem nach Abzug der bereits erwähnten Abschreibungen verbleibenden Reingewinn von 3,79 Millionen Mark einen Betrag von 89 535 M bekommt, während im Vorjahre 22 Aufsichtsräte sich in 85 842 M teilten. Das bedeutet, daß jeder dieser schwerreichen Bankdirektoren und Generaldirektoren 10% mehr bekommt als im Vorjahre.

Nach Zahlung der Dividende von wieder 7%, wofür 3 500 000 M erforderlich sind, bleibt ein Betrag von 201 172 M übrig, der auf neue Rechnung vorgetragen wird. Die Geschäftsjahre der Werke ist nach den Angaben des Jahresberichts zurzeit zufriedenstellend und da, wie ausdrücklich von der Verwaltung bemerkt wird, auch die Arbeitsunterbrechung im Westen auf den Umfang der Produktion der AG. keinen Einfluß gehabt hat, ist zu erwarten, daß auch für das neue Geschäftsjahr mit einem gleich günstigen Ergebnis zu rechnen ist.

viele der 12 000 Wartenden auf eine eigene Wohnung warten müssen und welche Gefahren dadurch für die Volksgesundheit entstehen.

Unsere heutige Jugend wird es nicht verstehen, daß wir stolz darauf waren, daß vor dem Kriege manche Städte Mansardenwohnungen nicht als Familienwohnungen mehr zuließen. Und heute? In ungeheizten Mansarden ohne Aborte, in Kellern, Regelbahnen, alten Eisenbahnwagen usw. haufen zwei bis drei Familien schon seit Jahr und Tag und müssen gesundheitlich langsam zugrunde gehen. Der Arzt kommt kaum noch aus dem Hause und einzelne Familienmitglieder sind immer in Krankenhäusern. Vergeblich deshalb alle Bemühungen der Krankenkassen, durch Gewährung von Unterstützungen aller Art, Stärkungsmittel, Kuren usw. zu helfen. Wer wundert sich heute noch, daß viele Kranke nach einem ungeheuren Kostenaufwand nach beendeter Kur in einem herrlichen Badeort oder als Genesende wieder in ihre Höhlen des Elends zurückkehren müssen? Da bemühen sich nun seit Jahr und Tag Krankenkassen mit städtischen Behörden, wie Gesundheitsamt, Wohlfahrtsamt und Jugendamt, Fürsorgestellen für Lungenkranke usw., eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse herbeizuführen. Umsonst! Jeder Arzt, ja jeder Laie versteht es, daß die Tätigkeit der Fürsorgestellen zwecklos ist, solange nicht genügend gesunde Wohnungen zur Verfügung gestellt werden können.

E. G r a f.

Bürokratische Kräfte gemildert durch Elefantis

Kürzlich brachte der sozialdemokratische Vorwärts folgende Mitteilung:

„Es gibt heute in Deutschland etwa 11 000 Reichsgesetze. Das Reichsgesetzblatt, in dem nur diese Reichsgesetze veröffentlicht werden, füllte Anfang 1928 schon 85 000 Seiten. 8000 Reichsgesetze sind durch unzählige Gerichtsentscheidungen und Gesetzgebungsakte abgeändert, ergänzt, erweitert oder rechtsungültig geworden. Zahlreiche sind veraltet oder in ihrer Rechtsgültigkeit zweifelhaft.“

Zählt man nun noch die Landes- und Ortsgesetze hinzu, so entwirrt ein unübersichtliches Dschungel von Gesetzen, durch das hindurchzufinden zumeist von dem gewöhnlichen Sterblichen verlanzt ist.

Aber das ist noch nicht alles. Hinzu kommt ein zweiter Urvogel von Polizeiverordnungen, Verfahrungsregeln und — ja, wenn man anfängt, darüber nachzudenken, wird man schwindlig und wundert sich, mit heiler Haut davonzukommen...

Demnach haben wir Behtausende von Gesetzen, Verordnungen und Regelungen. Und da wird schamlos behauptet, wir seien ein armes Volk. Mit der Aufhäufung dieses Montblanc bürokratischer Kräfte schreit ein ganzes Heer von Gesetzgebern, Paragraphenverkäufers, Polizisten und Schreiber das Leben. Die Ausgabe für diese Beamten ist nicht das kleinste. Leider sind die Erzeugnisse der Bürokratie in einer Anzahl von distanzierten Schichten zerstreut und außerdem in einer Sprache geschrieben, die einen Hund heulen machen kann. Da nun aber Intendanten der Gesetze nicht vor Strafschäden, so müßten die beklagenswerten deutschen Bürger die Paragraphen alle lesen und beachten. Dazu hat der gewöhnliche Bürger eben keine Zeit, da er doch auch noch schaffen muß, um das Heer der Gesetzesfabrikanten und -anwender zu ernähren. Die Folge ist eine schwere Menge von Rechtsanwältin, deren Daseinszweck es ist, die vielen Menschen zu retten, die in das Meer der bürokratischen Kräfte fallen. Natürlich wollen auch die Rechtsanwältin leben und möglichst gut. Was dem deutschen Arbeitsmarkt trefflich aufpassen kommt, weil sonst ja, finden nicht so viele Menschen als Advokaten ihr Brot, die Zahl der Erwerbslosen noch größer wäre.

Vor ein paar Monaten veröffentlichte die Monatschrift „Wu“ eine Umfrage bei Angehörigen der verschiedensten Berufe, wie oft sie sich gegen dieses oder jenes Gesetz wehren hätten. Dabei kamutage, daß jeder der Befragten — oft unbekannt — wiederholt gegen dieses oder jenes Gesetz verstoßen hat und kühnlicher in die Reihe der Verbrecher gekommen wäre — wenn es ein Justizbeamter erfahren hätte. Das Volk der Gottesfürcht und frommen Sitten ist ständig zu prüfen, daß sich keine Staatsanwälte und Polizisten in dem Meer von bürokratischer Kräfte lagern trawpeln, ansonsten gäbe es keinen deutschen Menschen, der nicht schon irgendwie mit dem Strafgericht Bekanntschaft gemacht hätte. Es ist also nur der Elefantis der bürokratischen Kräfte zu verdanken, daß es in diesem gesegneten Lande noch Menschen gibt, die noch nicht verhaftet sind. Das ist gewiß ein schwacher Trost, aber immerhin doch einer für den Deutschen, der von der Wiege bis zum Grab von Gesetzesberatern, Justizbeamten und Polizisten herumschmeißt ist.

Eine zeitweise Erlösung von dieser Qual und Gefahr wäre vielleicht dadurch zu erreichen, daß man die Hälfte derer, die mit der Substantiv und dem Verzeichnis der Gesetze ihr Leben verbrachten, kurzerhand auf die Straße setzte. Selbst wenn man ihnen das ganze Geld, was sie jetzt erhalten, als Pension schickte, wäre der Gewinn ein gewaltiger. Wir sparen Millionen für die Bürokratie, die Heizung, Beleuchtung, Bekleidung und die Menge verächtlicher Papiere, und noch mehr sparen wir dadurch, daß die Steuerzahler um die Hälfte weniger bestraft und verzögert würden, hätten also viel mehr Zeit zu nützlichen Schaffen. Gegen diesen Vorschlag ist nichts Einwandliches einzubringen. Er wird trotzdem nicht verwirklicht werden, weil — weil — — — o Gott, wo soll man da zu reden anfangen!

Du bist ein fliegendes Glibber

Der Bericht „Güte und Ehrgeiz“ in Düsseldorf verfertigt Verfassungen in Masse. Der Inhalt der ersten Seiten dieser Blätter ist einheitlich, alles über einen Kamm geschoren. Auf der letzten Seite wird dem Behaupteten über den Maritimen der einzelnen Werke einwas Rechnung getragen. Da werden die Reingehalte und auch die Produktion ausgeschrieben. Besonders die Zahlen von Vertriebsleistungen werden genau behandelt, um den Geschäftlichen die Anschauung zu erleichtern zu lassen und um bei den anderen die Lust zu machen, sich auch solange anzusehen zu lassen, damit sie auch mal gefasert werden. Bei solchen Gelegenheiten dürfen auch Gebiete zum besten gegeben werden, natürlich nur solche, die die Möglichkeit der Vertriebsleistung, das heißt die Geschäftlichkeit zwischen Werten und Schätzen nicht zu lang lassen. Wenn diese Vertriebsleistung erfüllt ist, spielt der Mann keine Rolle, und noch weniger der negative Geist des Vorgesetzten. Wie richtig das ist, beweist ein Bericht in der Vertriebsleistung der Glibber-Gesellschaft. Von diesem Erfolg sei ein Teil zur allgemeinen Erweiterung beizubehalten:

„Und als man kam die Zeit der Erweiterung, die hat unsere Dichtung denn gleich ergriff. Und weil die Glibber die Seele vom Gange ist, deshalb erziehen wir auch jetzt das elektrische Licht. Ja, unser Licht ist heut ganz modernisiert, alles alle ist modernisiert. Wo's früher gab ein Strich und Quer, da findet man heute ein Glibber. Sei und nicht heute eine ganz andere Luft, denn wir beschreiben den man mal Dichtung: Und nun, ihr Lieben, geht noch mit, das ist euch jetzt noch sagen mag: Soll das Werk Werten und Glibber, noch ein jeder noch helfen Schreien dazu beschleunigt sein, der allem ist nicht Dichtung, denn hierdurch wurde schon mancher Mensch herbeigeführt, auch macht die überflüssige Revisionsarbeit, denn auch dieses ist schließlich ein Übel unserer Zeit. Und und wir haben uns wieder ein neues Werk am deutschen Rhein, ja, erst dann werden wir was wirklich sein.“

Das Schluß nun zieht euch brüderlich die Hand, hoch lebe unser deutsches Vaterland, dazu möge wachsen, blühen und gedeihen, die Glibbergesellschaft Glibberverein.“

Ach nun, ihr Lieben, laßt euch kamm, wickel Wack der Mann verpacken kann!

Schleppeliger und untauglicher Krankenkassenwärtin

Daß wir im Deutschen Reich zuviel Krankenkassen haben, hat sich allmählich herumgesprochen. Beide Anzeichen aber diese Replizieren hat, ist nicht so bekannt. Zwar weiß man, daß in Berlin über 200 Krankenkassen den Versicherten die Übersicht unmöglich machen. Daß es im Reich nicht besser aussieht, zeigt zum Beispiel Magdeburg. Diese Stadt mit ihren 300 000 Einwohnern hat nicht weniger als 53 Krankenkassen. Demnach hat die Allgemeine Krankenkasse rund 65 000 Versicherte, 3 besondere Ortskrankenkassen zusammen 200, 6 Krankenkassen 6573, 25 Betriebskrankenkassen haben etwa 45 000 Versicherte. Dazu kommen 14 Ortskrankenkassen mit ungefähr 25 000 Versicherten und zum Schluss 6 Betriebskrankenkassen mit 45 000 Versicherten. Alles in allem nicht ganz 150 000 Versicherte. Jeder Arzt muß 55 Rechnungsführer auf seinem Schreibtisch haben, was je nach der Angehörigkeit des Patienten noch das richtige Formular herauszugeben und die Eintragung seiner Leistungen vorzunehmen.

Man kann den Ärzten nicht verdenken, daß sie über das viele Schreibezeug, das demnach beizubehalten wäre, beschwerten sind. Auch liegt die Kritikhaft darüber, daß sie viele Entschuldigungen im Kopf haben muß, was für manchen Arzt unmöglich ist. Jede Sache braucht natürlich andere Rechnungen, vor allem Dingen in der Familienhilfe. Wenn man aber glaubt, daß man bei den Ärzten die Einsicht erwecken sei, dann irrt man sich. Im Gegenteil, man ist auch in Magdeburg damit und dem, noch weitere Krankenkassen zu errichten, um den Ärzten noch zu vergrößern. Man bedenken, daß es das für die Versicherten, die noch keine Versicherungs haben. Sie kommen niemals dazu, sich um wirklich mit den Bestimmungen der einzelnen Kasse vertraut zu machen. Was das heißt, wissen ja die Versicherten am besten. Wenn endlich einmal wird auf diesem Gebiete Reformen eingeführt?

Gute Geschäfte in der Maschinenindustrie

Einzelne Maschinenfabriken haben im Vorjahre gut verdient. Das rentabelste aller Maschinenunternehmen ist die Schubert & Salzer AG. in Chemnitz. Dieses Unternehmen erzielte im letzten Geschäftsjahre einen Betriebsüberschuf von 14,1 Millionen Mark (gegen 10,7 Millionen Mark im Vorjahre). Nach reichlichen Abschreibungen wurde ein Reingewinn von 4,448 Millionen Mark erzielt. Es wurde wiederum eine Dividende von 18% vorgeschlagen. Diesmal aber auf ein Stammkapital von 19,35 Millionen Mark gegen 7 Millionen Mark im Vorjahre. Das Unternehmen schwimmt förmlich im Geld. Die offenen Reserven betragen 6,8 Millionen Mark (im Vorjahr 3,35 Millionen Mark). An Vorkaufhaben und Aufwänden sind nicht weniger als 15,9 Millionen Mark vorhanden. Die gesamten Verbindlichkeiten werden durch das Vorkaufhaben (4,24 Millionen Mark) gedeckt. Das Geschäft in Textilmaschinen scheint also glänzend zu sein.

Günstige Entwicklung der Arbeiterbank

In dem soeben erschienenen Geschäftsbericht der Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten für das Jahr 1928 wird zunächst die vierteljährliche Wirtschaftslage des vergangenen Jahres geschildert und dann über die Entwicklung der Bank der deutschen Gewerkschaften gesagt: „Für unser eigenes Institut bedeutet das Jahr 1928 die Fortsetzung der guten Aufwärtsentwicklung. Den rund 70 Millionen Einlagen zu Beginn des Jahres stehen rund 117 Millionen am Jahresabschluß gegenüber. Der Umsatz hat sich um 1,35 Milliarden auf 2,33 Milliarden erhöht. Noch vor Ablauf des Jahres hat die Verwaltung geglaubt, dieser Ausbreitung des Geschäftsumfanges durch eine entsprechende Restsetzung des Kapitals Rechnung tragen zu sollen. So wurde in einer auf den 11. Dezember 1928 einberufenen außerordentlichen Generalversammlung die Erhöhung um 8 Millionen auf 12 Millionen Mark einstimmig beschlossen.“ Als Kennzeichen günstiger Entwicklung mag noch angeführt werden, daß die Bank im abgelaufenen Geschäftsjahr in das Anleihenkonkordat des Reiches und des Preussischen Staates Aufnahme gefunden hat. Erwähnung verdient ferner die Tatsache, daß der Preussische Minister für Volkswohlfahrt die Bank als geeignet zur Verwaltung der freien Oppostentbankgelder erklärt hat.



Technik und Werkstatt



Rotierende Schmelzöfen für Metallguss

Von Oberingenieur W. L. J. S. S. S. S.

(Nachdruck verb.)

Das Streben nach höchster Rationalität der Erzeugung, die gleichbedeutend ist mit höchster Sparbarkeit im Materialverbrauch, hat auf dem Gebiete der Gießtechnik während und nach dem Weltkrieg gewaltige Fortschritte gebracht. Die Schmelzverfahren sind verbessert, die Schmelzzeiten verringert, die Materialersparnis und -ausnutzung ist gesteigert worden. Namentlich für das Einschmelzen feinstückiger oder körniger Materialien, wie Spänen, Krähen usw., die im normalen Tiegelofen viel Abbrand geben und beim Aufarbeiten von Altmetall verwendet werden, hat man neue rotierende Schmelzöfen konstruiert, die durch ihre Wirkungsweise gleichzeitig eine Veredelung des Materials bewirken.

Wenn Altmaterial zu neuer Verwendung umgeschmolzen wird, wie Rotguss, Bronze, Messing oder Aluminium, so bietet die große Oberfläche der vielen Stücke dem Sauerstoff der Luft willkommene Gelegenheit, sich mit dem Metall zu verbinden und Oxide (Asche) zu bilden. Mit anderen Worten: das Material verbrennt zum Teil in der Hitze, bevor es schmilzt und eine flüssige Masse bildet. Dieser „Abbrand“ ist Verlust. Er ist im Tiegelofen am größten. Um ein gleichmäßiges Schmelzprodukt zu bekommen, frei von Schlacken und Blasen, muß der Inhalt des Tiegels auch in Abständen gut durchgeführt werden, eine schwere Arbeit, die noch nicht einmal immer einwandfreie Resultate gibt. Alles dies vermeidet der rotierende Schmelzofen. Selbstverständlich hat auch er einen gewissen Prozentsatz Verlust durch Abbrand, aber in minimalen Grenzen.

Es gibt Öfen, die mit ihrer Mittelachse horizontal liegen und um diese Achse wagerecht rotieren, und solche, die um eine horizontale Achse rotieren, deren Schmelzraum aber geneigt ist, so daß das Schmelzgut sich bei der Drehung nicht nur in tangentialer, sondern auch in axialer Richtung bewegen muß. Ihr Erbauer nennt sie Schaueldrehöfen. Diese sich drehenden Schmelzöfen werden durch Öl-, Gas- oder Kohlenstaubbefehung beheizt. Von den drei Arten wird die Ölbeheizung wohl am meisten verwendet, und zwar einmal der Billigkeit des Brennstoffes (Teeröl) halber, zum andern aber auch wegen seines einfachen Transportes, der den Ofen zum Beispiel unabhängig von Gasanstalten und ihren Leitungen macht. Die Ölbeheizung gibt eine völlig rauchlose Verbrennung ohne Hinterlassung irgendwelcher Rückstände. Die entstehende Flamme ist eine weiche, wirbelnde, die das Material und den Ofen in weitestem Maße schont.

Durch die Drehbewegung des Ofens kommt das schmelzende Gut immer wieder in Berührung mit der heißen freien Oberwand des Ofens, so daß es gleichmäßig durchwärmt wird und der Schmelzprozeß viel schneller vor sich geht als in jedem anderen Ofen. Dadurch ergibt sich aber auch niedrigster Brennstoffverbrauch und geringster Abbrand. Das schmelzende Gut erfährt dabei von Anfang an eine innige Durchmischung, bei vollständig gleichbleibender Durchwärmung, und wird von sämtlichen, die Güte der Schmelze nachteilig beeinflussenden Bestandteilen, wie Gasblasen, Sulfiden, Schlackenteilen restlos befreit. Es ist dadurch möglich, selbst aus minderwertigem Material ein Endprodukt zu erhalten, das gute Homogenität und hohe Festigkeits- und Dehnungszahlen aufweist.

Hierzu kommt als bedeutender Vorteil, daß dieser Tiegellose Ofenbetrieb sich wesentlich billiger stellt als der Tiegelofenbetrieb.

Ein rotierender Schmelzofen besteht aus drei Hauptteilen, der Schmelztrömmel, dem Untergestell und dem Getriebe, und macht je nach Größe des Fassungsvermögens 2 bis 4 Umdrehungen in der Minute. Die auf Rollen gelagerte Schmelztrömmel ist aus starkem Eisenblech hergestellt und wird im Innern mit einem feuerfesten Spezialfutter versehen. Die Brennstoffgase werden auf der einen Stirnseite des Ofens durch den hohlen Drehzapfen eingeführt, verteilen sich über den ganzen Hohlraum und treten auf der gegenüberliegenden Stirnseite durch die Abgasöffnung der hinter dem anderen großen, hohlen Drehzapfen befindlichen Arbeitsstür ins Freie oder in einen hintergeschalteten Winderhitzer, der die dem Öl-brenner zugeführte Verbrennungsluft vorwärmt. Die Beschickung erfolgt nach Öffnung der Arbeitsstür durch den zum Hohlraum sich erweiternden Drehzapfen, durch den ebenfalls die Schmelze abgezogen wird und auch die sogenannte Raffinationschlacke und sonstigen Zuschläge ausgegeben werden können. Im Mantel des Ofens befindet sich nur das Abstichloch. Durch die Anordnung der Arbeits- oder Beschickungsstür hat man das Schmelzbad jederzeit vor sich, was namentlich beim

Metalschmelzen oder beim Aufarbeiten von Altmetall sehr wichtig ist.

Kleinere Gussproben können mittels Kelle durch die Öffnung der Arbeitsstür entnommen werden. Größere Entnahmen erfolgen mittels Sandpanne durch eine seitliche Abstichöffnung im Mantel oder bei Ausbringen der gießfertigen Charge mittels Kranpanne durch eine Abstichöffnung, die bei den Schaueldrehöfen zum Beispiel sich an der tiefstgelegenen



Gieser

Stelle des exzentrisch angeordneten Ofenkörpers befindet. Durch die genannten Öffnungen kann man auch den Hohlraum von festgebliebenen Schlackenresten befreien.

Das Untergestell hat vier große Tragrollen, auf denen die Schmelztrömmel ruht. Der Antrieb zur Rotation erfolgt durch einen Elektromotor unter Zwischenschaltung eines Getriebes oder auch mittels einer Rollenkette. In der Regel ist zur Reserve auch noch ein Handrad vorgezogen, um bei Stromstörungen den Ofen von Hand drehen zu können.

Die Wirtschaftlichkeit dieser Öfen ist sehr groß; sie sind auch für die Herstellung hochwertiger Gra- und Lembergusses geeignet.

sich die Uhrmacherkunst auch auf die Kantone Bern, Solothurn und Basel. Außer den genannten Städten werden heute in der Schweiz auch noch in vielen anderen Orten Uhren erzeugt, so in St. Smer, Fleurier, Tramelan, Sonceboz, Grenchen, Biel und Schaffhausen. Nach einer neueren Zählung umfaßt die schweizerische Uhrenindustrie 1120 industrielle Betriebe mit 42 687 Arbeitern. Insgesamt sind auf dem Gebiete der Erzeugung, des Handels und Vertriebs von Uhren und Zubehörteilen, Halbfabrikate, Gehäuse usw. 364 693 Personen beschäftigt. In Le Locle werden nicht nur fertige Uhren erzeugt, sondern auch Teile von Uhrenten, Gehäuse usw., die ihrer Güte wegen weltbekannt sind. Die schweizerische Ausfuhr an Uhren und fertigen Werken belief sich im Jahre 1913 auf 13 815 727 Stück. Im Jahre 1927 wurde sie in einer Höhe von 17 457 476 Stück im Werte von 217,005 Millionen Franken ausgewiesen, und 1928 brachte dem schweizerischen Uhrenegeschäft eine Erhöhung auf 19 770 125 Stück und 262,572 Millionen Franken. So nimmt die Schweiz als Lieferantin der ganzen Welt den ersten Rang ein.

In Deutschland entwickelte sich die Uhrenindustrie, vornehmlich im Schwarzwald, erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Die Schwarzwälder Uhren sind rasch weltbekannt geworden, und besonders im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts entwickelte sich deren Erzeugung zu höchster Blüte. Es folgte dann allerdings eine Hemmung, bis mit der Gründung der Uhrmacherschule in Furtwangen 1850 ein neuer Aufschwung einsetzte. Auch das Jahr 1860, in dem amerikanische Arbeitsweisen eingeführt wurden, brachte einen neuen Fortschritt. Die im Jahre 1846 durch Lange begründete Taschenuhrenindustrie wurde ebenfalls durch die Güte ihrer Erzeugnisse bald bekannt. Die im Jahre 1850 von Beder begründete Industrie von Regulatoren und Gehäusen, die in Freiburg (Schleien) ihren Sitz hat, wurde 1899 zu einer großen Aktiengesellschaft umgewandelt.

In England hat die Uhrenindustrie ihre Hauptstätt in London, Birmingham, Liverpool, Manchester und Coventry. Frankreich hat eine bedeutende Taschenuhrenfabrikation in Besançon. Die Tschechoslowakei unterhält neben einer eigenen Erzeugung einen lebhaften Außenhandel. Im ersten Halbjahr 1928 wurden dort 166 914 Stück Taschenuhren eingeführt. Außerdem gelangten noch 21 790 Stück Taschenuhrwerke, 673 Stück Gehäuse und 610 dz Groß- und Turmuhren und Teile zur Einfuhr. Wertmäßig belief sich diese Einfuhr auf 2476 Millionen Kronen. Die Ausfuhr betrug nur 2198 Stück Taschenuhren und 228 dz Groß- und Turmuhren nebst Teilen dazu. Ebenso wird in Österreich ein lebhafter Außenhandel betrieben, der im ersten Halbjahr 1928 rund 77 077 Stück Taschen- und Armbanduuhren zur Einfuhr und 22 756 Stück zur Ausfuhr brachte. In Rußland wurde bereits 1928 mit der Einrichtung einer Fabrik für Taschenuhren und Armbanduuhren begonnen, die in diesem Jahre den Betrieb aufnehmen soll.

Die sogenannten Stuhluhren werden in verschiedenen Staaten angefertigt. Es befinden sich Fabriken dafür in Paris, Wien, Graz, Prag, Berlin, Jähn in Oberschlesien und Augsburg.

In den Vereinigten Staaten wurde bereits im Jahre 1853 mit der fabrikmäßigen Erzeugung von Pendel- und Taschenuhren begonnen, und es wird heute besonders in Waltham (Massachusetts) und Elgin (Illinois) mit erstklassigen Maschinen gearbeitet, die ein Erzeugnis liefern, das an Güte sich mit den Erzeugnissen der schweizerischen Uhrenindustrie messen kann.

Zu erwähnen wäre noch, daß die Uhrenindustrie auch von jeher technische Unterrichtsanstalten unterhält, wo erstklassige Fachleute als Lehrer wirken und die Ausbildung des jungen Nachwuchses für alle Zweige des Uhrmacherwesens und der Feinmechanik fördern. So wurde neben der bereits erwähnten Schule zu Furtwangen in Baden vom Zentralverband deutscher Uhrmacher bereits im Jahre 1878 eine solche zu Glashütte gegründet. Auch Österreich hat in Krems und Karlstein Uhrmacherschulen. In der Schweiz wurde die erste Fachschule für das Uhrmachergerber im Jahre 1824 in Genf gegründet, in der außer den üblichen Kursen von 2 1/2 Jahren auch höhere Kurse für Spezialisten eingerichtet sind. Außer der genfer Schule bestehen noch ähnliche Anstalten in Le Locle, Biel, St. Smer, La Chaux de Fonds, Neuenburg und Fleurier. Karl Dopf.

Die Abgasturbine von Lorenzen

Aber die Ausbildung der Gasturbine hat man eigentlich schon lange nicht mehr vernommen. Das Grundlegende dieser Kraftmaschine besteht bekanntlich darin, in besonderen Kammern Gasgemische zu verbrennen oder zur Explosion zu bringen und die mit großer Geschwindigkeit ausfahrenden Gase gekrümmten Schaufeln zuzuführen, ähnlich wie bei der Dampfmaschine, und so die Energie der Bewegung umzuwandeln in mechanische Arbeit. Gasturbinen größerer Leistung sind bereits seit Jahren versuchsweise in Betrieb. Es scheint jedoch, als ob noch einige Schwierigkeiten zu überwinden sind, die hauptsächlich darin liegen, daß noch kein Material gefunden wurde, das dauernd den hohen Gastemperaturen standhält. Wie nun bekannt wird, ist es Lorenzen gelungen, eine betriebsfähige Gasturbine kleiner Abmessung herauszubringen, die insbesondere für den Betrieb von Autos von großer Bedeutung werden dürfte. Es handelt sich um eine in jedes Auto einbaubare Abgasturbine mit hohlen Schaufeln, wobei das Turbinenrad gleichzeitig als Laufrad eines Gebläses wirkt. Kommen die heißen Auspuffgase vom Motor, so streifen sie an den Turbinenschaukeln entlang ins Freie, das Turbinenrad erhält eine hohe Geschwindigkeit und saugt durch die hohlen Schaufeln Frischluft ein, die die Schaufeln kühlt; die so vorgewärmte und verdichtete Luft wird dann einem Druckvergaser zugeführt und gelangt als Ladungsgemisch in den Zylinder. Der große Vorteil, den ein mit Abgasturbine ausgerüsteter Motor aufweist, liegt darin, daß auch bei geringer Drehzahl die höchste Überladung des Zylinders möglich wird. Reicht man bei langsamer Fahrt den Gashebel auf, so entsteht infolge des dem Zylinder zugeführten erhöhten Ladungsgemisches auch eine größere Menge Auspuff, der seinerseits das Turbinenrad in rascher Umdrehung versetzt, wodurch die Überladung des Motors bewerkstelligt wird. Man erreicht durch den Einbau der Lorenzen-Abgasturbine eine hohe Elastizität des Motors, erzielt eine nicht unbedeutende Brennstoffersparnis und verleiht den Augenblick des Anfahrens ausgenommen, kein Schaltgetriebe zu betätigen. Bei Versuchsfahrten, die die Lorenzen-Gesellschaft mit einem alten Mercedeswagen ausführte, in den eine Lorenzen-Turbine eingebaut wurde, fielen sich spielend Geschwindigkeiten von 110 Kilometer je Stunde und hohe Beschleunigungen, auch bei ganz langsamer Fahrt beginnend, erzielen. Besondere Bedeutung besitzt die Abgasturbine von Lorenzen auch für Flugmotoren, die nun bis in die höchstreichbaren Höhen trotz der zunehmenden Luftverdünnung der Atmosphäre gleichbleibende Leistung bewahren können.

Der Nagel in der Wand

Der Nagel in der Wand gehört nicht zu den Freuden des Gastlers; er sitzt oft genug locker, und das braucht nicht immer an der Wand zu liegen. Wenn die Wand erst einmal ein Loch hat, in dem auch der längste Nagel keinen Halt mehr findet, dann bleibt kaum etwas anderes übrig als der eingespitzte Holzdübel. Der sich aber nicht ausräut, ein Dübelloch zu meißeln und den Dübel fest einzusetzen, der kommt auch mit Papier zurecht, das er in Wasser aufquillt, dem etwas Stärke oder Leim zugefügt wird. Das naive Parier kopft man so fest wie möglich in das Loch; am besten mit Hilfe des Hammers. Nach dem Ausstopfen kann der Nagel eingeschlagen werden.

Die moderne Uhrenindustrie

Die Zeit oder vielmehr deren Verlauf innerhalb eines Tages und einer Nacht auf ein bestimmtes Gleichmaß von Abschnitten zu bringen, die wir als Stunden, Minuten und Sekunden bezeichnen, mag wohl sehr früh ein Bedürfnis gewesen sein; denn schon sehr früh begegnen wir jenen senkrecht aufgestellten Stäben, deren Schattenlänge oder Schattenschichtung die Tageszeit erkennen ließ. Aus diesen Sonnenschirmen, Gnomonen, wie man sie nannte, mögen dann die ersten Sonnenuhren entstanden sein, die man heute noch vielfach an Türmen trifft. Allerdings konnte man mit diesen einfachen Vorrichtungen, die Zeit zu messen, auch nur für den Tag eine Einteilung treffen, und auch da nur, wenn die Sonne ihre Strahlen auf den Ziffer warf, während für die Nächte noch immer keine Möglichkeit der Messung bestand. In dieser Hinsicht mag die spätere Erfindung der Sand- und Wasseruhren ein großer Fortschritt gewesen sein. Die Erfindung der Räder- und Gewichtuhren, die dem Mönche Gerbert (dem späteren Papst Sylvester II.) zugeschrieben wird, fällt in die Jahre 947 bis 1033. Inmitten dürfte in dieser Erfindung der erste Ansatz gelassen sein, von dem aus die Uhrenindustrie die Laufbahn ihrer Entwicklung begann. Gerbert soll auch bereits seine Uhren mit Schlagwerken ausgestattet haben, die mit Glocken verbunden werden konnten. Dennoch wird von der Aufstellung öffentlicher Uhren mit Glockenwerken auf den Türmen der Kirchen erst aus dem dreizehnten Jahrhundert berichtet und die Herstellung der ersten Taschenuhr soll erst um das Jahr 1500 dem nürnbergischen Schlosser Peter Henlein gelungen sein.

Auf der Grundlage der Entwicklung von den Gnomonen bis zu Peter Henleins erster Taschenuhr folgte eine verhältnismäßig rasche

Entfaltung des Uhrmacherhandwerks bis zur neuzeitlichen Uhrenindustrie, die heute alle zivilisierten Menschen mit dem Wunder der Zeitmessung versorgt.

In Deutschland, Italien und England war allerdings für den Anfang die Grundlage für diese rasche Entwicklung nicht gegeben. Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts waren diese Länder von einem religiösen Wahne befangen, der keine Neuerung aufkommen ließ. So war es auch den ersten Uhrenkünstlern in diesen Ländern nicht möglich, ihren Verstand auszuweiten, ja sie wurden sogar ihrer kunstfertigen Kunst wegen aus der Heimat vertrieben und ließen sich in Genf nieder. Hier entwickelte sich schon um das Jahr 1650 das Uhrmachergerber zu hoher Blüte. Schon damals gab es in Genf 100 Uhrmachermeister mit 300 Gesellen.

Die Schweiz hat auch von da an seinen Uhrenerzeugnissen einen Weltmarkt verschafft, den ihr bisher noch kein Land streitig machen konnte. Rund 90 dz des Weltbedarfs an Uhren werden von der Schweiz gedeckt. Vor dem Kriege betrug die schweizerische Uhrenaufuhr einen Wert von 183 Millionen Franken. Deutschland und England waren damals die besten Abnehmer. Heute liegen die Hauptabnehmermärkte in den Vereinigten Staaten, in Rußland, Österreich und Italien. An der Gesamtanfuhre von Uhren der ganzen Welt ist die Schweiz mit 20 dz beteiligt.

Es loete ist die Wiege der schweizerischen Uhrmacherkunst. Im Jahre 1587 ist die gewerksmäßige Uhrmacherei in Genf nachweisbar. Auch La Chaux de Fonds, Neuenburg usw. sind alte Hauptstätt dieser Industrie, deren Entwicklung zum Teil bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verpflanzte



Familie und Heim



Die Wiedergeburt der Natur!

Flutend strözt aus den Sphären lebenzeugendes Licht,
 Von fernem Bergen braust singend lebenweckender Föhn,
 Grünender läßt sich des Waldes dunkles Gesicht,
 Bäche springen zu Tal von sonnengekühlten Höhen.
 Zagend regt sich der Keim, bricht seine Hülle entzwei,
 Erdige Frische veratmet die verlangende Flur,
 Lerche feiert in Trillern lenzlebendig und frei
 Die Auferstehung — die Wiedergeburt der Natur!

Atmet, ihr Menschen, die ihr verwintert seid,
 Den märzigen Sturm mit schöpferischer Lunge ein,
 Lasset ihn brausen ins Herz, öffnet er hoffnungsbereit,
 Damit es randvoll sich fülle mit neuer Freude am Sein.
 Rüttelt und schüttelt vereint der Menschheit falkigen Stamm,
 Damit sein morsches Geäst falle in nichtige Spur.
 Feiert frei wie die Lerche, nicht wie das Osterlamm,
 Die Auferstehung — die Wiedergeburt der Natur!

Victor Kallnowski

Familie und Maschine

Am Haus der Technik in Königsberg steht in großen erhabenen Buchstaben: „Mensch, bleibe Herr über die Maschine.“ Gut gesagt, aber... Das Recht des Stärkeren ist noch nicht gebrochen, denn die Maschine ist noch das Werkzeug des Stärkeren, des Kapitals.

Die Maschine spannt Mann und Weib und Kind in ihre Fren. Oder sind vierzehnjährige keine Kinder mehr? Mann und Weib und Kind spannt die Maschine in ihre Fren und zerkleinert und zermalmt langsam aber sicher das, was wir Familie nennen: die Gemeinschaft der Menschen, die sich vereinigt haben zum Lebensbund, zur Ehe. Der Dreibriemen ist kein Familienband. Aber alle Kräfte werden ausgenutzt bis aufs äußerste. Der Kapitalist meint die Maschinenkraft; im Grunde genommen handelt es sich aber um die Arbeitskraft von Mann, Weib und Kind des Proletariats. Was aus der Familie wird, ist ihm sehr gleichgültig. Dem Maschinenbesitzer ist es sehr willkommen, wenn der Prolet die Maschine haßt. Um so mehr wird der Haß von ihm abgelenkt. Die Zeitungsjahresberichte des Großkapitals wissen das auch so fein einzufädeln: sie reden vom „erbarmungslosen Zeitalter der Technik“, vom „grausamen Maschinenzeitalter“ und was der schwingelnden Redewendungen noch sind.

Die Abneigung des Arbeiters soll sich gegen die Maschine richten. Das ist ein Ablenkungsmanöver. Die Maschine wäre tot, wenn sie nicht der Menschengeist belebt. Es ist gut, daß wir die Maschinen haben, zum Flug werden sie erst durch ihren Besitzer. Als Herrhold Schwarz das Schießpulver erfand, machten es die Preußen zum Flug der Menschheit. Als Gutenberg die Buchdruckerkunst erfand, wurde Gift für die Köpfe der Masse daraus. Dampf und Elektrizität und die Schwingungen des Äthers und alles, alles wird in der Hand des Kapitals zu Gift, zu Mordwerkzeug, zum Ungeheuer und Verderber der großen Masse. Wenn heute ein Neues erfunden würde, von dem wir noch keine Vorstellung haben, das wir also auch noch nicht benennen können: es würde sofort zum Kapital „gefesselt“ werden, nicht etwa, um der Allgemeinheit Nutzen zu bringen, sondern um ihm, dem Kapital, Geld zu Geld zu haufen.

Je mehr und je besser die Maschinen in einem Betrieb sind, um so mehr wächst der Betrieb ab. Denn um so mehr kann er erzeugen und um so mehr kann er — angeblich — auf menschliche Arbeitskraft verzichten. In Wirklichkeit spannt er den Menschen nur noch viel mehr an. Die zehnjährige und neunzehnjährige Arbeitskraft mit dem vielfachen Arbeitsvertrag dank der Maschine ist die Ursache, daß Millionen arbeitslos sind und der Gewinn für den Maschinenbesitzer ein ebenso millionenfacher ist. Die Maschine greift nach der Familie. Den einen paumpf sie aus, den anderen wirft sie auf die Straße; aber noch allgütiger sind es, die sie noch nicht kennen. Familie und Maschine — Fluch oder Segen? Koch bringt sie Fluch und Unglück, die Maschine, aber sie ist unser Begleiter. Selber soll sie dem Menschen sein, aber nicht Ausbeuter, Exploster und Hungerlaster.

Das Kind soll schon lernen, was es heißt: die Maschine ist unsere Dienerin. Die Kinder müssen hineinwachsen in das, was sie bisher immer erst viel zu spät erfahren haben. Sie müssen es in der Familie hören, daß der Vater nicht für die Maschine da ist, sondern umgekehrt: die Maschine ist seine Helferin. So wie die Nähmaschine unter dem Fenster der Mutter eine Hilfe ist, so ist es eigentlich mit den Maschinen in der Fabrik. Nur etwas ist anders daran und das ist den Kindern nicht vorzuenthalten: werden: daß die Maschine in der Fabrik nicht dem Vater gehört, daß sie viel Geld schafft, daß der Vater und der Bruder aber nur einen geringen Teil von dem Gelde bekommen, das die Maschine miterschaffen hilft. Warum? Weil die Maschinen, an denen die Väter und die Brüder stehen, einem Mann gehören, der das meiste Geld einnimmt. Dieser Maschinenbesitzer kauft sich schöne Häuser, kann spazieren fahren und seine Söhne und Töchter besuchen mit vierzehn Jahren noch nicht in die Fabrik zu gehen.

Da sagt, liebe Schwester, das sei eine Erziehung zum Haß? Damit würde unsern Kindern das Kinderparadies genommen? Nein, das ist Erziehung zur Erkenntnis. Das ist Erziehung zur Selbstbehauptung, zur Unerschlichkeit und wir werden sie alle aus Erfahrung wissen, daß unsere Kinder ganz und gar in der Wirklichkeit stehen. Es ist den Kindern hauptsächlich eingeschrieben worden, daß sie für König- und Königinmädchen einen natürlichen Genuß haben. Das ist ein Verborgenes des Kinderparadieses in bewachte Höhlen gegeben, mit dem wir getrost abreden dürfen, ohne dabei scheitern zu müssen, daß die Kinder dabei etwas erlernen. Es ist ein „carnal“ kann man auch sagen: geistliches erlernen, die sind für das Kind lebenswichtiger als irgendwelche Dummheiten. Man braucht deswegen noch kein Menschenfeind zu sein, aber wir müssen uns mal ernstlich überlegen, wie notwendig das ist, was wir der kindlichen Phantasie als Nahrung bieten. Die „hohe Erziehung“ zum Beispiel ist niemals aufjagig empfunden worden, obwohl gerade dieses Mädchen viel dazu beigetragen hat, der Erziehung einen bösen Schatten anzuhängen. Und wenn schon der Mann im Monde seine Veredlung haben soll, warum nicht der Mann auf der Erde, der Mann in der Fabrik, der Mann an der Maschine!

Glauen wir doch nicht, das Kind erlähre es noch zeitig genug, wie es im Leben zugeht. Ach, unsere Schulen lassen noch so viel zu wünschen übrig. Was haben wir denn in der Schule an wirklich lebensnotwendigem gelernt? Wenn wir es nur gewagt hätten, irgendwelche Dinge selbständig zu beurteilen, wäre es uns nicht gut bekommen. Eigenes Denken? Das gab's nicht. Mit Märchen und Legenden, mit überflüssigem Ballast mußten wir uns herumschlagen, wie es aber draußen im Leben wirklich zugeht, das wurde uns vorenthalten.

Es ist nur natürlich, in der Vergangenheit Werte zu suchen. Das ist die eigentümliche menschliche Eigenschaft, aus der Vergangenheit das Beste herauszufinden. Daran kann keiner gehindert werden, er darf aber nicht vergessen, daß die Werte der Zukunft erst dann richtig geschaffen werden können, wenn wir die Gegenwart ins rechte Licht rücken, auch vor unsern Kindern! Wir leben in einem untüchtigen Zustand. Wir sind Sklaven der Maschine, weil alle Maschinen nach dem Kapital gehören. Wir wissen wohl längst, daß nur der Zusammenschluß aller uns frei macht. Der Weg ist wohl schon begangen, aber es ist noch ein gutes Ende zu gehen. Sagt es doch auch den Kindern, damit sie nicht als Jugendliche zu viel Kraft verpuffen müssen beim Suchen nach dem Ausweg. Dann wird es eines Tages heißen: Es war einmal... ein großes, großes Ungeheuer, dem gehörten alle Maschinen allein, und es hieß Kapital... Hildegard E.

Dummhübers Traum

Obwohl der Dummhübert Bastl schon über 20 Jahre in der Stadt lebte und an die 15 Jahre in einer Fabrik der Eisenindustrie arbeitete, war er doch immer noch der schwermütige, dickhäutige Bauer von einst geblieben. Seine Vorfahren mußten von einer ganz hagebüdenen Rasse gewesen sein: harte, edige Gestalten, wie sie der schweren, harten Heimat Erde entwichen. Groß, edig und ungelent keine Figur, ebenso feine Schrit. Seine geistige Beschaffenheit war zunächst gar nicht für die Stadt geeignet, aber langsam hatte er sich doch den Bedingungen der Stadt angepaßt. Trotzdem aber lebte in den verborgenen Winkeln seiner Seele eine zähe Widerstandskraft gegen Lageveränderungen. Darin wurde er unterstützt von seiner Frau, die aus dem gleichen Heimatdorf stammte.

Frauen sind bekanntlich konservativer als die Männer. Das war auch bei der Dummhübertin der Fall. Die Wohnung der beiden enthielt demnach auch alle Bestandteile einer bauerlichen Landwirtschaft. Da war in der Ecke das Krugstübchen mit dem Palmwedel, neben der Türe der Weibstrunnefessel; einige Fleß- und Gemüsegewächse schmückten die gute Stube, auch zwei schöne Silber, wovon das eine einem Silberer vorstellte, der von einem Jäger hinterried angeschlossen wird; und das andere Bild zeigte eine Schängelergelgesellschaft, die durchs wilde Gebirge steigt. Selbstverständlich ist auch ein großes Bild vom „geliebtesten König“ Ludwig. Aber dem von der Wand abtrotzenden Spiegel ist eine papierne Rosenzweig und hinter dem Spiegel steht die Heimatzeitung, der „Wendelstein“, das „größte Anzeigenblatt“.

Es war völlig vergebliche Mühe gewesen, in den vieredigen Schadel des Dummhübert den gewerkschaftlichen Gedanken hineinzubringen. Er hörte sich wohl die Reden an und nickte beifällig, aber wenn einer sagte, er solle den Aufnahmehesem anschlüssen, dann nahm er seine Pfeife aus der Zöhnen und knurrte: „So? Moant?“ Und wenn er darüber eine Gewerkschaftszeitung oder ein Flugblatt aus der Tasche zog und es langsam und bedächtig las, dann sagte die Dummhübertin: „Mein Gott! Du wirst doch net zu den roten geh'n? Da mußt du dich doch Sünden fürchten!“

„Seit wir, seit wir!“ brummte der Dummhübert und zog an seiner Pfeife. An anderen Tagen wurden die Schriften von der Dummhübertin sorgfältig zum Einheizen verwendet.

Was der ständig abnehmenden Haltung des Dummhüberts aber ging seine Beziehung demnach unanfällig fort, wenn auch langsam. Die Verhältnisse ließen auch dem Dummhübert keine Ruhe. Und so kam es, daß auch der Dummhübert hier und da in die Versuchungen der Arbeiterzeitung ging und den Rednern zuhören mußte. Mehr Lohn! Ja, das mußten die Arbeiter haben; ja, und auch die Arbeitszeit solle kürzer sein. Aber sich deswegen organisieren, das fiel dem Dummhübert nicht ein. Er glaubte auch gar nicht, daß die Entlohnung vorwärts ginge und daß es durch die Lätigkeit der Gewerkschaften besser werden würde.

Wie herrlich waren doch die Zeiten gewesen, von denen ihm sein Großvater erzählt hatte. Und selbst zu seines Vaters Zeit hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden. Die Gewerkschaften konnten doch nicht verhindern, daß die Maschinen die Arbeiter verdrängten und konnten auch nicht hindern, daß die Preise für Fleiß und Brot und Eier immer mehr in die Höhe gingen. Das war doch früher ganz anders gewesen. Noch vor zwanzig Jahren hatte man in der Stadt 20 bis 25 Eier für eine Mark bekommen — und jetzt? Und dann war ja auch das Arbeiten früher viel gemütlicher gewesen. Da konnte so ein Schmeich in einem Dorfe hundertlang in der Wirtschaft hocken und seinen bröckchen und plandern, und man lebte dabei besser als heutzutage. Kein, an den Fortschritt konnte er nicht glauben — die Alten hatten es doch viel besser gehabt. Diese Überzeugung ließ sich der Dummhübert nicht nehmen. Und wenn es in der Wirtschaft noch so hitzig herging, der Dummhübert hatte einen festen Halt an seiner eigenen Überzeugung.

Danz vor Beispielen, als in der Eisenindustrie im Ruhrgebiet 20000 Arbeiter von den Großindustriellen ausgesperrt worden waren, da ging es dem Dummhübert auch nahe. Ja — wie wenn — wenn auch seine Fabrik eine solche Aussperrung mitmachen würde? Was dann? Da hätte er ja gar nichts unter den Füßen! Das höchste Geld auf der Spargelreife reichte nicht weit. Ach — da gab's Arbeitslosenunterstützung! Es ist doch eigentlich gut, daß es so etwas gibt. Das mußte auch seine Alte angeben, mit der er über die drohende Gefahr sprach. Ob's auch früher eine solche Unterstützung gegeben hätte? Er piangte seinen Kopf ostentativ mit diesem Gedanken, aber er brachte nichts Neues heraus.

Es fiel ihm ein: Wenn früher einer abstramte, dann half die ganze Gemeinde zusammen, um ihn wieder zu einer Heimstatt zu verhelfen. Aber wenn einer mit seinem Geschäft nicht vorwärts kam, was ja, dann war er halt nicht tüchtig genug, da mußte er eben seine Angelegenheiten einrichten. Und bevor einer betteln ging, wurde er halt leiser Knopf und gab sein Geschäft auf. Ja und als Knopf? Schick, wenn er wäre, da tut ihm auch eine Aussperrung nichts; aber das war er halt nicht. So grübelte der Dummhübert weiter.

In einem dieser Besuche! Auch in der Nacht ließ sie ihm keine Ruhe. Er wachte sich hin und her, schloß ein, erachte dann jählings, weil er gerührt hatte, er wäre von einer hohen Mauer herabgerollt. Draußen lagte er sich wieder ins Bett und schloß sich festlich wieder ein. Er trümmte weiter: Einer seiner Vorfahren war Knappe gewesen, der stand plötzlich vor ihm im Schurzfell und der Entschloß triff ihm in großen Perlen von der Stirne in den Nacken und hieß: Im Hinterland kochte das Schmeichler und der Herrsche fürchteten eben das Erbe ins Feuer. „Nur da, ist kochen die Gabe.“ sagte der Schmeich, „wir arbeiten schon seit

zwei Stunden. Das geht den lieben langen Tag fort, bis die Sonne untergeht. Nur mittags ist eine Ruhepause. Und wenn du meinst, das, was ich und der Lub schaffe, das wäre für mich, so bist du im Irrtum. Jede Woche einen Tag und oft auch zwei Tage muß ich für den Herrn arbeiten, für den Schloßherrn. Mein Weib und meine Tochter sind auf dem Felde. Und wenn du meinst, was sie ernten, sei unser, so bist du wieder im Irrtum. Der Rehte gehört dem Herrn; aber daneben haben wir noch andere Abgaben an Vieh, an Bins und an Steuern. Als vor drei Monaten meine Tochter heiratete, da gehörte sie nicht ihrem Manne — nein, die Brautnacht mußte sie auf dem Schlosse verbringen und davon geht sie schwanger. Diesmal war es der Herr — ob es nicht nächstesmal der Bogt sein wird? Wir sind völlig hilflos der Gewalt preisgegeben. Weißt du nicht, daß sie alles Bitten und Flehen umsonst ist? Weißt du nicht, daß sie meinen Schwieger, der sich auflehnte, ergriffen haben und ihn beinahe zu Tode prügeln? Weh' dir, daß du mein Urkel bist und noch nicht begriffen hast, daß nur der Zusammenschluß frei macht von Willkür und Ausbeutung! Du verbietest an diese Kette gelegt zu werden, die ich enig schmieden muß!“

Bornrot sah Dummhübert seinen Vorfahren auf ihn zutreten, eine Kette in der Hand. Dummhübert wehrte sich gegen diese Vergevaltigung. Er kämpfte und wehrte sich...

Er erwachte, ans Schlafen war nicht mehr zu denken. Einflügig ging er zur Arbeit, nachdenklich berichtete er seine Arbeit. Nach Arbeitschluß aber ging er zum Betriebsvertrauensmann und verlangte seine Aufnahme in den Verband.

Dummhübert war von den goldenen alten Zeiten kurtiert. Gopp Effenguden.

Zwergstaaten

Zwei Staatengebilde sind in der letzten Zeit viel genannt worden: der Kirchenstaat und das Fürstentum Liechtenstein. Der Kirchenstaat ist so zwerghaft, daß er der kleinste selbständige Staat von Europa genannt werden kann — und das will trotz allem schon was heißen. Er erfaßt lediglich die Angestellten des Papstes. Immerhin strahlt er einen Glorienschein aus, der nicht zu unterschätzen ist. Und dieser „Staat“ soll sogar einen eigenen richtigen Bahnhof erhalten! Warum denn auch nicht sollte der Papst bei Bedarf ein wenig weltlicher Herrscher spielen können, wo es doch in Europa noch eine ganze Portion „Herrscher“ — auch von „Gottes“, wenn auch nicht außerdem von Mussolinis „Gnaden“ gibt, die „selbständig“ sind, ohne viel Hintermänner zu haben.

Da ist zum Beispiel dieses Fürstentum Liechtenstein, dessen Herrscherlein seiden geblieben ist. Es umfaßt eine Fläche von 169 Quadratkilometer und eine Bevölkerung von knapp 10000 Menschen. Es hat sogar einen „Landtag“ mit richtigen Abgeordneten! Nur eines fehlt dem Monarchen: ein Heer zum Paradiesen. Das ist nämlich schon 1888 abgeschafft worden.

Das Fürstentum Monaco kennt jeder. Es ist das Reich, das am leichtesten sein Geld verdient, nämlich durch Spielen. Deshalb trägt auch sein Herrscher die gleiche Operettenuniform wie Wilhelm der Ehe-malige und deshalb spielen unsere „notleidenden“ Junker in Doorn den Diener und dienen in Monaco dem Spieler!

Aber es gibt auch Zwergrepubliken. Da haben wir zwischen Spanien und Frankreich die Republik Andorra, deren ganze 6000 Einwohner von einem 24stündigen Generalrat regiert werden, dazu gibt es sogar noch zwei Statthalter.

Demgegenüber umfaßt die Republik San Marino 61 Quadratkilometer mit 12000 Einwohnern. In die Regierung teilen sich der „Große Rat“, der aus 60 Mitgliedern besteht und die zwei „Kapitani Regenti“ wählt, und der 12stündige „Kleine Rat“, der zugleich die oberste Straf- und Zivilgerichtsbehörde ist. Außerdem „arbeiten“ noch zwei Staatssekretäre, ein Generalkassammeister und ein Oberkommandant des Heeres, das aus 38 Offizieren und 960 Mann besteht. Singu kommt noch eine Genbarmerieabteilung und die „Garde des Großen Rates“, außerdem ein Ritterorden, der die fünf Grade der Ehrenlegion umfaßt. Unseren Militärlisten wird das grüne Reidmaßer aus den Augen laufen, wenn sie diese „herrlichen Seiten“ sehen!

Ein anderes Zwergreich gibt es noch auf dem Berge Athos, die tausendjährige Mönchsrepublik, deren oberste Behörde die Vertreterversammlung der 20 Klöster ist. In dieser Republik werden — offiziell — die Frauen gehalten wie der Teufel: kein weibliches Wesen darf das Land betreten, während in anderen Staaten ein Frauenüberschuß ist. Das nennt man auf deutsch: ausgeglichene Gerechtigkeit! G. Hoefchen.

Aus Briefen an die Wohnungsämter

Ich werde den Schnupfen nebst meiner Frau nicht mehr los, denn direkt über uns züchtigt eine Frau drei Schweine, und dabei will meine Schwiegermutter uns an die frische Luft sehen, wenn wir nicht bald abhausen. — Da ich außerdem Flüchtling bin und vier Kinder habe, wovon die Mädchen sind teils weiblischen und die Jugend teils männlichen Geschlechts, so sind wir alle wegen die vielen Personalien zum Erbrechen voll, was sie sofort unterlassen wollen. Ganz inergisch.

Hier kann ich nicht bleiben, in die Wohnung bin ich dauernd der Sittlichkeit ausgelekt, dabei liegt die Toilette auf dem Hof, wo vielleicht fünfzig Personen herausgehen und ist so häufig, wenn ich mir auf sie sehe, bin ich mit Lebensgefahr verbunden. Bei die Eltern meiner Braut — welche aus neun Köpfen besteht, kann ich nicht ziehen, und so frage ich das Beschwerbeamt an, wie es sich dazu stellt, wo das Kind von meine Braut täglich gebadet werden muß und wo das Wasser hergeholt werden soll und ob dabei überhaupt wieder ein Kind zujanbekommen kann, wo täglich geschlocht werden muß. Mit Gruß...

Religiös

Ein alter Meger in den Südstaaten der U.S.A. erhob sich in der Gemeindeversammlung seiner Kirche und sprach: „Brüder und Schweestern! Ihr wißt alle, und ich weiß selbst, daß ich nicht immer zu war, wie ich sein sollte. Ich habe Hühnerställe ausgeplündert und Schweine gestohlen. Ich habe gelogen, habe mich betrunken und Leute mit einem Messer angegriffen. Ich habe gezankt und schredlich geschlocht. Aber, dem Himmel sei Dank, niemals habe ich meine Religion verloren.“

Der Nichtschwimmer

Ein Kote ging nachts über eine Brücke. Da hörte er Rufe: „Hilfe, Hilfe! Ich kann nicht schwimmen!“ „Ich auch nit schwimmen! Aber ich nit so viel schreien wie du, dummer Kerl!“

Zehnjähriges Wunder. „Ach, Manni, komm doch schnell mal raus. Ich glaube, ich habe die Stadtkontakte vertauscht — das Radio ist voller Eis und der elektrische Kühlapparat frigt die Arie aus dem Erwabourl!“

Ich habe immer gefunden, die sogenannten schlechten Leute gewinnen, wenn man sie genauer feunderkennt, und die guten verlieren. Kant.

Im Sonnenlicht

In alle Poren fließt das warme Sonnenlicht — Ein früher Falter schwebt am Wiesenrain — Und durch die leis geschlossenen Lider bricht Ein farbenbuntes Lichterspiel herein. Die Wärme macht so satt und trög wie Wein ... Und Traum und Traum sich ineinanderfliecht, Wenn schlummernd sacht im Mittagsonnenschein Die Welt vergessen wird und ihre harte Pflicht. Pflicht, die nur betzt zu Not und zu Verzicht ... In alle Poren strömt die Sonne ein, O Glück und Traum der Stunde, tief gemischt! Ein blauer Himmel läßt uns wunschlos sein ...

Karl Offenbach

möhtlich ist das Haus des Unternehmers längst deinem Zugriff entzogen, entweder durch Gütertrennung oder weil andere Gläubiger dir zugekommen sind.

Es gibt noch eine weitere Möglichkeit, die Zwangsvollstreckung vorzunehmen, und zwar in Forderungen, die der Schuldner an Dritte hat. In unserem Beispiel hatten wir angenommen, du seiest auf der Jagd hinter dem Unternehmer her, um rückständigen Lohn zu erhalten. Du weißt, er ist ein „saurer Kunde“ in Wohnung und Werkstatt ist nicht zu holen, weil auf alle Straße sich schon der Kuckuck gesetzt hat. Kürzlich wurde aber von dem Unternehmer noch eine Maschine an einen durchaus zahlungsfähigen Abnehmer geliefert, die noch nicht bezahlt ist. Hier kannst du vielleicht zu deinem Gläubiger kommen, indem du die Zwangsvollstreckung in diese Forderung betreibst. Wenn du dich hast, dann ist diese Forderung allerdings bereits an einen anderen Gläubiger verpfändet. Andersfalls erläßt das Amtsgericht auf deinen Antrag den Pfändungsbefehl, indem es dem Drittschuldner verbietet, die Maschine an den Unternehmer zu bezahlen. Auf diesem Gebiet findest du dich aber wahrscheinlich nicht allein durch. Dein Verhandlungsvertreter wird dir aber gerne helfen, gewöhnlich muß auch noch ein Rechtsanwalt mit heran, denn dein Unternehmer wird mit allen Mitteln kämpfen, vielleicht auch mit unerlaubten, um die Forderung für sich zu retten. Also begib dich nicht ohne kräftige Stütze auf das Glattste!

Es kann auch vorkommen, daß du bei dem Kampf um deinen rückständigen Lohn etwas zu spät kommst und ein anderer Gläubiger des Unternehmers bereits vor dir pfänden ließ. Darum braucht aber die von dir betriebene Pfändung doch noch nicht „fruchtlos“ sein. Unter Umständen ist die sogenannte „Anschlußpfändung“ möglich. Beispiel: Der andere Gläubiger hat bei dem Unternehmer ein Klavier pfänden lassen, das bei der Versteigerung schätzungsweise 500 Reichsmark bringen dürfte. Die Forderung des ersten Gläubigers beträgt aber nur 400 Reichsmark, so daß deine Forderung von 50 Reichsmark bei der Versteigerung noch mit herausgeschlagen werden könnte. Der Gerichtsvollzieher wird in diesem Falle das Klavier im Anschluß an die erste Pfändung nochmals pfänden und dem ersten Gläubiger davon Mitteilung machen. Aus dem Versteigerungserlös wird zunächst der erste Gläubiger befriedigt. Bleibt dann noch Geld übrig, bekommt du deinen Teil ebenfalls.

Wenn die Pfändung fruchtlos ausgefallen ist oder nicht die volle Befriedigung des Gläubigers erbrachte, so kann dieser beim Amtsgericht den Antrag stellen, der Schuldner solle ein Verzeichnis seines Vermögens vorlegen und den Offensbarungseid leisten, daß er nach bestem Wissen sein Vermögen so vollständig angegeben habe, als er dazu imstande sei. Erscheint der Schuldner zum Offensbarungstermin nicht oder verweigert er den Eid, so wird er auf Antrag des Gläubigers in Haft genommen, jedoch muß der Gläubiger vorher die Haftkosten (Verpflegungskosten) beim Gericht hinterlegen, und zwar für mindestens einen Monat. Diese Haft kann bis zur Dauer von sechs Monaten ausgedehnt werden, für den Gläubiger also unter Umständen ein recht kostspieliges Vergnügen.

Der zum Offensbarungseid gezwungene Schuldner wird in eine beim Amtsgericht geführte Schuldnerliste eingetragen, die zu jedermanns Einsicht steht. Die Streichung in dieser Liste erfolgt erst nach fünf Jahren, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die Schuld inzwischen bezahlt ist oder nicht. Eine erneute Bestimmung des Offensbarungseides innerhalb dieser fünf Jahre kommt nur in Frage, wenn der Gläubiger glaubhaft macht, daß der Schuldner inzwischen Vermögen erworben hat.

Hast du bis hierher alles aufmerksam gelesen, lieber Kollege, dann wollen wir den Wunsch daran knüpfen, du mögest niemals in die Lage kommen, von den so erworbenen Kenntnissen Gebrauch machen zu müssen. Wer mit Schuldnern, Zwangsvollstreckungen und Gerichtsvollziehern nichts zu tun bekommt, ist gut daran. Denn die Geschäftsverbindung mit dem Gerichtsvollzieher ist immer eine unangenehme Sache; ganz gleich, ob man leidender oder handelnder Teil dabei ist!

Der Bettler

Keine Lust zum Arbeiten! Faulenzergpad! Wie oft diese Worte schon das Aufschlagen einer Tür begleiteten! Wie oft er sich schon aufregte über diesen Schimpf, den stumpfer Gleichmut dem Armen antut; um sich dann gebückt und müde weiter zu schleichen zur nächsten Tür. Zur nächsten Abfuhr oder, wenn das Glück ihm günstig war, zu einer Hand, die durch die schmale Spalte einer laum geöffneten Tür ihm ein Almosen reicht.

Mühtos verläßt er das Haus. Hier draußen atmet die Sonne. Wagen fahren vorbei. Den runden Häulen sieht man an, wie gut es ihrem Besitzer geht. Kinder spielen fröhlich auf den Treppen. Ja, das Glück wohnt noch unter den Menschen. Es fand nur den Weg nicht zu ihm.

Wie der Schluß eines drohenden Unwetters sperrt eine Haustür ihren Rachen auf. Er fühlt sich bedrückt und will vorbei. Aber er muß hinein. Zu Hause wartet eine Frau, hungern Kinder. So steigt er denn wieder und wieder hinauf in die Gebirge der Treppenhäuser, dringt ein in die engen Schluchten dunkler Flure, steigt hinauf in die Abgründe der Kellermohlungen.

Einmal fand er eine sterbende Frau, die ihn bat, vom nächsten Telephon aus ihren Mann anzurufen, aber der Birt vernichtete ihm das Sprechen, weil er nicht Geld genug besaß, das Gespräch zu bezahlen. Ein andermal half er einem jungen Leben in die Welt, zu dessen Geburt er gerade kam mit seinem bitteren Sprüchlein. Scheu zog er die Türe wieder zu. Geht weiter und sieht, wie vornehmlich sich eine Gardine zur Seite schiebt, aber wie er klopfte, ist die Türe verschlossen. So ist das Leben. Der eine wartet auf einen Menschen, und sei es ein Bettler, der seinem Einsamsein hilft, der andere schiebt ihn, wenn er sich naht.

Eine Bettlerin rief ihn in ihre Stube. Zu Kaffee und Brot. Ah, wie ihm das gut tut. Warm durchrieselt ihn die freundliche Atmosphäre ihrer Stube. Er möchte schon dableiben. Immer und nie wieder gehen. Aber er muß ja fort. Wenigstens noch etwas Geld zusammenbringen für die Frau, die zu Hause wartet. Etwas Brot sammeln für die hungernden Kinder. Er darf nicht nur an sich denken, so gut es ihm hier gefällt.

Aber wie kann er denn fort, ohne undankbar zu scheinen? Er hört die Fromme von Gott und den sündigen Menschen reden. Gottes Strafe erreicht uns alle, gleitet es an seinem Ohr vorüber. Ja doch, denkt er und rückt unruhig auf seinem Stuhle herum. Der hat gewiß ein böses Gewissen, denkt die Fromme und zeigt ihm mit Bibelsprüchen ein. Als er schließlich fort kann, hat er beschrocken, nächsten Sonntag sich in der Bibelstunde vom Gnadenlichte des gütigen und allmächtigen Gottes durchleuchten zu lassen. Wenn er nur fort kann. Denn es will dunkeln. Und richtig schon im nächsten Hause rangt ihn ein latter Bürger, der gewiß hols auf seine schöne Rede ist, die ihm zudem einen Käufer frart, an: „Sie sind mir schon der Rechte. Bei halbteter Nacht in die Häuser kommen und stehlen. Oder was wollen Sie denn sonst, Sie Tagdieb, Sie?“

So ist es denn Abend geworden. Er muß nach Hause. Verschlagen an allen Gliedern legt er seiner Frau eine kleine Handvoll erbeuteter Kupfermünzen auf den Tisch. Mit welchem Blick sieht er ihn, dann die Münzen an. Aber er sieht ihre Blide nicht. Fremd ist er in seiner Stube. Die Kinder heißen vergnügt in das Brot, das er heimbrachte.

Doch wie er sich dann hinlegt, spürt er erst, wie müde und erschlagen er ist von den vielen Treppen, die er stieg an Tage. Und er beargwöhnt lange nicht, warum denn niemand seine Arme will, wenn er an ihre Türen klopfte. Er will doch nichts als ein Stüchden Brot für sich und seine Kinder, das zu verdienen man ihm wehrt. Und ob er gleich schwört, lieber zu sterben, als noch einmal zu betteln, morgen wird er wieder in die Häuser gehen, wird wieder hundert Klügel und Verwundungen einstecken an den Türen und abends müder sein als sein Nachbar, der Kassenbote, der für guten Lohn all die Treppen steigt, an die er vergeblich seine Kräfte wendet.

Und wenn wirklich einmal ein Tag kommt, wo jemand ihm Arbeit gibt für seine Hände, wird er sich wundern und nicht wissen,

wie ihm ist. Und wenn ihn jemand anspricht: Faulenzergpad, keine Lust zum Arbeiten, wird er sich ohne Schmerz. Aber daß die Gesellschaft ihn aus einem Arbeiter zum Bettler umfuf, wird er nie verstehen. Und vergeblich wird er fragen: Warum?

Erich Grisar.

Was ungeprochen blieb

Zur Unfallwoche

Bei den Filmborführungen während der Unfallwoche konnten Aneingeweihte leicht zur Ansicht neigen, daß der Arbeiter mit einer unvorzähligen Fahrlässigkeit zu Werke geht. Man konnte wohl das Gespenst, den Tod vor dem Arbeiter sehen, aber das Gespenst hinter ihm, den Antreiber, konnte man nicht bemerken. Und die sind es doch, die den Arbeiter topflos machen, so daß er alle Vorschriften maßregeln außer acht läßt, abgenommene Schutzvorrichtungen nicht wieder ordnungsgemäß anbringt, während des Ganges pußt und schmiert, nur um dem Meister zu genügen. Nur wenige Arbeiter können bei fortgesetztem Drängen des Meisters die Ruhe bewahren, aber auch das ist gefährlich, denn wenn sie durch ihre Ruhe den Meister aus der Ruhe bringen, ist es um sie geschehen.

Von einem solchen Meister können die Arbeiter einer Fabrik in einer fächlichen Kleinstadt erzählen. Wenn unter dessen Leitung keine größeren Unfälle zu verzeichnen waren, so ist dies der Umficht der Arbeiter zu verdanken. Von diesem Manne hörte man nur die Worte: Los, los! Gins, zwei, drei, fertig ist die Riste, drei Finger in A... dann paßt es! Die Arbeiter murkten, der Betriebsrat beschwerte sich, der Unternehmer erklärte, er wäre froh, einen solchen tüchtigen Meister gefunden zu haben. Tüchtig, weil er die Arbeiter anschnauzte, als seien es Hunde. Es dauerte lange, bis der Unternehmer den wahren Wert dieser Person erkannte. Viele hat er ums Brot gebracht. Es kam aber auch sein Tag. Sollten diese Kräfte nicht zu Unfällen beitragen? Wachen nicht diese Leute erst den Arbeiter verwirrt? Wenn sie auch nicht unmittelbar Unfälle herbeiführen, so legen sie doch den Kern der Unruhe in den Arbeiter. Das Gespenst hinter dem Arbeiter muß mit in den Filmen aufgenommen werden, um ihn vor dem Vorwurf des Leichtsinns zu bewahren. br.

Die Strafarbeit

Wie kann Arbeit zur Strafe werden? Arbeit, durch die das Menschengeschlecht zu dem geworden, was es ist. Arbeit, ohne die ein Zusammenleben von Menschen niemals sein kann. Arbeit soll Strafe sein?

Aber Schulen kennen noch immer die Strafarbeiten. Zur Strafe müssen Kinder oft Arbeit tun. Nicht zum Lernen, zum Begreifen, nicht zur Klarheit sollen sie Arbeit leisten. Nein, ausdrücklich wird die Arbeit Arbeit zur Strafe genannt. Ja, es ist wahr, daß sich die jeweilige Wirtschaftsordnung bis in die feinsten Kulturbeziehungen hinein spiegelt.

Wie einwürdig ist doch ein Verlangen den Begriff, den die Arbeit hat! Wie weckt solche Arbeit zur Strafe im Kinde das Gefühl des Hasses, das Gefühl der Empörung gegen das, das man da Arbeit nennt. Während die Schule erziehen möchte zu heiliger Ehrfurcht vor Arbeit. Daß die Menschen im Leben dann später für Arbeit kämpfen, für die freie Arbeit und das soziale Arbeitsrecht. Aber die Gesellschaft weiß, was sie tut.

Wir können nicht vorbeugen an den Erscheinungen, die da das Leben dieser Wirtschaftsordnung bilden. Der neue Arbeitsgedanke trägt eine revolutionäre Energie in sich. Er greift über das Leben des Brotes in das der Kultur. Das ganze Dasein muß bis in die Einzelheiten hinein in sozialem Sinne gestaltet sein. Und die Schule ist ein Kernstück dieses großen Gestaltungsbereichs. Erobern wir die Schule für uns, dann erobern wir sie auch für die neue Arbeit und die neuen Menschen.

Eine Schulstatistik

Der deutsche Philologenverein machte eine Statistik über den Besuch der höheren Schulen. Danach stammten 1927 aus Arbeiterkreisen 6 1/2 % der Schüler. 1927 haben wir auf deutschen Universtitäten und Hochschulen 101 000 Studenten. Davon stammt aus Arbeiterkreisen 1 1/2 %. Der öffentliche Aufwand beträgt pro Jahr für einen Volksschüler rund 120 M., höheren Schüler 400 M., Hochschüler rund 1000 M. Daraus folgt diese Rechnung: Die Ausbildung eines Arbeiters kostet Staat und Gemeinden (acht Jahre Volksschule + drei Jahre Berufsschule, als ein Volksschuljahr, was Kosten angeht, gerechnet) 120 x 9 = 1080 M., die Ausbildung eines Akademikers: 4 Jahre Volksschule . . . 4 x 120 = 480 M. 9 Jahre höhere Schule . . . 9 x 400 = 3600 M. 4 Jahre Hochschule . . . 4 x 1000 = 4000 M.

Zusammen 8080 M.

Also für einen Akademiker, der zu 99 von 100 aus demittelten Schichten stammt, zahlt der Staat 7000 M. mehr als für die Ausbildung eines Arbeiters. Die Begüterten besitzen demnach nicht nur das Bildungsprivileg, der Staat zehrt durch seine Steuern auch die davon Ausgeschlossenen zur Tragung der Kosten heran!

Arbeitssport und Kultur

Unter diesem Titel ist im Verlag des Arbeiterturn- und Sportbundes eine Broschüre erschienen, in der M. Blumtritt-Hof die Beziehungen des Arbeitersports zur Kultur untersucht. Der Verfasser will mit seiner Schrift das Verständnis für die große Kulturmission der Arbeiterklasse wecken. Es muß gelingen, so schreibt er, dem Arbeitersport auch über den Kreis der Bewegung hinaus seine Anerkennung als Kulturförderer, als Kulturgut zu verschaffen. Blumtritt stellt sehr richtig fest, daß die „Kulturhöhe eines Volkes heute nicht allein danach bemessen wird, was auf dem Gebiete des Schul- und Bildungswesens im besonderen geleistet wird, sondern auch danach, welche Höhe es auf dem Gebiet der Körperpflege durch Turnen und Sport erreicht hat; aber nicht jenes Sports, der Sportkanonen züchtet und das Ziel, die Massen zu erziehen, außer acht läßt, sondern jenes Sports, dessen Streben darauf hinausgeht, die rationelle sportliche Körperpflege Gemeingut alles werden zu lassen.“

Leonardo da Vinci als Erfinder

Leonardo da Vinci, der große Maler, begnügte sich nicht damit, einer der hervorragendsten Künstler der italienischen Renaissance zu sein, sondern strebte auch nach dem Ruhme des Erfinders. Er erfind in der Tat hundertlei Dinge, vom Glasofen, Wasserflugzeug, Fallschirm bis zu einem infolge erdunterer Luft sich selbsttätig drehenden Waagepfahl. Auch ein Boot, welches unter Wasser fahren sollte, behauptete er, konstruierten zu können. Er unterließ aber diesen Plan angeblich wegen der Bosheit der Menschen, die ihre Feinde damit umbringen würden, indem sie, wie er sagte, von solchen unter dem Wasser fahrenden Booten aus die Böden der über dem Wasser fahrenden Schiffe anbohren würden.

Diamanten

Die größten und berühmtesten Diamanten haben ihre eigene Geschichte. So zum Beispiel war der Erlow, der später die Spitze des russischen Szepters schmückte, früher das Auge einer indischen Dramafantase. Der Schah, den Alexander II. von einem persischen Prinzen zum Geschenk erhielt, trägt persische Inschriften auf den geschliffenen Flächen, der Florentiner, der sich zuletzt im österreichischen Kronschatz befand, wurde von Karl dem Kühnen in der Schlacht bei Granjon verloren. Der Kohinour in der britischen Krone stammt aus dem Besitz des Radschah von Lahore (Indien) und ward gewonnen durch Ausschleifen des Großmoguls. Der Sancy endlich, der ebenfalls einst Karl dem Kühnen gehörte, wechselte sehr häufig seinen Eigentümer. Er ging nach manchen zum Teil mythischen Geschichten aus den Händen Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug, an den Kaiser von Rußland über, kam aber bald wieder nach Paris zurück und wurde dort auf der Diamantenbörse verkauft.

Vom Gerichtsvollzieher und anderen Annehmlichkeiten

(Schluß)

Was unterliegt nun vom tatsächlichen Eigentum des Schuldners der Pfändung nicht?

Die Wohnpfändung, als ein besonderes, hier schon behandeltes Kapitel, lassen wir beiseite. Die Reihe der pfändungsfreien Dinge ist ganz ansehnlich. Wir geben sie hier nach dem Wortlaut des Gesetzes wieder. Es sind pfändungsfrei:

- 1. Die Kleibehälter, die Betten, die Wäsche, das Haus- und Küchengerät, insbesondere die Bett- und Kochöfen, soweit diese Gegenstände für den Bedarf des Schuldners oder zur Erhaltung eines angemessenen Hausstandes unentbehrlich sind.
2. Die für den Schuldner, seine Familie und sein Gefinde auf vier Wochen erforderlichen Nahrungsmittel, Feuerungs- und Beleuchtungsmittel oder, soweit solche Vorräte auf zwei Wochen nicht vorhanden und ihre Beschaffung für diesen Zeitraum auf anderem Wege nicht gefahrt ist, der zur Beschaffung erforderliche Geldbetrag.
3. Eine Milchkuh oder nach der Wahl des Schuldners statt einer solchen zwei Ziegen oder zwei Schafe nebst den zum Unterhalt und zur Streu für sie auf vier Wochen erforderlichen Futtermittel- und Streuvorräten oder, soweit solche Vorräte auf zwei Wochen nicht vorhanden, dem zur Beschaffung erforderlichen Geldbetrage, wenn die bezeichneten Tiere für die Ernährung des Schuldners, seiner Familie und seines Gefindes unentbehrlich sind.
4. Bei Personen, die Landwirtschaft betreiben, das zum Wirtschaftsbetrieb erforderliche Gerät und Vieh nebst dem nötigen Dünger, sowie die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, soweit sie zur Fortführung der Wirtschaft bis zu der Zeit erforderlich sind, zu welcher gleiche oder ähnliche Erzeugnisse voraussichtlich gewonnen werden.
5. Bei Künstlern, Handwerklern, gewerblichen Arbeitern und anderen Personen, die aus Handarbeit oder sonstigen persönlichen Leistungen ihren Erwerb ziehen, die zur persönlichen Fortführung der Erwerbstätigkeit unentbehrlichen Gegenstände.
6. Bei den Witwen und den minderjährigen Erben der unter Nr. 5 bezeichneten Personen, wenn sie das Erwerbsgeschäft für ihre Rechnung durch einen Stellvertreter fortführen, die zur persönlichen Fortführung des Geschäfts durch den Stellvertreter unentbehrlichen Gegenstände.
7. Die Bücher, die zum Gebrauche des Schuldners und seiner Familie in der Kirche oder Schule oder einer sonstigen Unterrichtsanstalt oder bei der häuslichen Andacht bestimmt sind.
8. Die in Gebrauch genommenen Haushaltungs- und Geschäftsbücher, die Familienpapiere, sowie die Trauringe, Orden und Ehrenzeichen.
9. Künstliche Gliedmaßen, Brillen und andere wegen körperlicher Gebrechen notwendige Hilfsmittel, soweit diese Gegenstände zum Gebrauche des Schuldners und seiner Familie bestimmt sind.
Wie du siehst, erscheint der durchschnittliche Arbeiterhaushalt vor dem Zugriff des Gerichtsvollziehers geschützt. Denn was sich darin befindet, ist wohl immer „zur Erhaltung eines angemessenen Hausstandes unentbehrlich“. Nur schade, daß sich auch hier Theorie und Praxis oftmals schroff gegenübersehen. Die Entscheidung darüber, was „unentbehrlich“ ist, liegt nicht bei dir, sondern beim Gerichtsvollzieher. Wenn der sich in seinem schweren Beruf ein menschlich fühlendes Herz bewahrt hat, dann sei bei seinem etwaigen Besuch bei dir darüber froh und mache kein Aufhebens davon!

Noch zwei weitere Bestimmungen gibt es, die du dir für den unangenehmen Fall einer Pfändung einprägen kannst. Die eine lautet:

„Die Pfändung darf nicht weiter ausgedehnt werden, als zur Befriedigung des Gläubigers und zur Deckung der Kosten der Zwangsvollstreckung erforderlich ist. Die Pfändung hat zu unterbleiben, wenn sich von der Verwertung der zu pfändenden Gegenstände ein Überschuß über die Kosten der Zwangsvollstreckung nicht erwarten läßt.“

Und die andere, besonders auf den Arbeiterhaushalt zutreffende, lautet:

„Gegenstände, welche zum gewöhnlichen Hausrat gehören und im Haushalt des Schuldners gebraucht werden, sollen nicht gepfändet werden, wenn ohne weiteres ersichtlich ist, daß durch deren Verwertung nur ein Erlös erzielt werden würde, welcher zu dem Werte außer allem Verhältnis steht.“

Hat der Gerichtsvollzieher trotz aller Hindernisse und einschränkenden Bestimmungen doch irgend einen Gegenstand erwischt, dann muß er die Pfändung „erzwinglich“ machen. Das erfolgt in der Regel durch die Anbringung eines Siegels. Die gepfändeten Gegenstände behält der Gerichtsvollzieher zunächst bei dem Schuldner, dieser darf sie nach erfolgter Pfändung nicht verkaufen oder verpfänden, sonst macht er sich strafbar. Erst später wandern die gepfändeten Gegenstände in die Pfändkammer, um dort versteigert zu werden.

Wir haben schon oben bemerkt, wie zweifelhaft manchmal der Pfändungsschutz sein kann. Wenn du dir über die Auslegung der obigen Schutzbestimmungen selbst ein Bild machen willst, dann beachte einmal die Pfändkammer. Du wirst schauen, was mancher Gerichtsvollzieher noch für mitnehmenswert gehalten hat. Die Räume der Pfändkammer können dir schlimme Glendsgeschichten erzählen!

Die Versteigerung der gepfändeten Gegenstände darf frühestens eine Woche nach dem Tage der Pfändung erfolgen. Ausnahmen sind zulässig, wenn der Schuldner mit einem früheren Termin einverstanden ist, wenn durch die längere Aufbewahrung große Wertminderung erfolgt (leicht verderbliche Waren) oder wenn die Aufbewahrung große Kosten erfordert.

Bei der Versteigerung selbst spielt das sogenannte Mindestgebot eine große Rolle. Der Zuschlag darf nur erfolgen, wenn mindestens die Hälfte des schätzbaren geschätzten Verkaufswertes geboten wurde. Dadurch soll einer Veräußerung der Pfändgegenstände zum Schaden des Schuldners vorgebeugt werden. Wird das Mindestgebot nicht erreicht, dann wird die Versteigerung des Gegenstandes abgelehrt, sie kann aber auf Antrag des Gläubigers jederzeit wiederholt werden.

Was wir bisher betrachtet haben, war die Zwangsvollstreckung in das sogenannte „bewegliche Vermögen des Schuldners“. Die Zwangsvollstreckung kann auch erfolgen in das „unbewegliche Vermögen“, Haus oder Grundstück, und zwar durch Eintragung einer Sicherheitshypothek, durch Zwangsversteigerung oder durch Zwangsverkauf. Für die Mehrzahl deiner Kollegen ist das aber von milderer Bedeutung, weil sie weder Haus- noch Grundstücksbesitzer sind. Bei unserem Beispiel von dem Unternehmer, der dir den Lohn rückständig blieb, wird die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen meist auch keine praktische Bedeutung haben. Denn ge-



Verbandsleben



Wem nützt die soziale Fürsorge?

Vor dem Kriege sprach der Erste des Reiches von der „Kampfschiff“, die jetzt voll sei. Er meinte damit die soziale Fürsorge. Das war eine völlige Verkennung sozialen Aufbaus. Heute können wir keine Unternehmerzeitung in die Hand nehmen, ohne den sozialen „Lasten“ zu begegnen. Soziale Lasten, Steuerdrück, Reparationslasten sind die Unternehmerrückgrate unserer Zeit. Unterdrückung der freischaffenden Unternehmertätigkeit, Hemmnisse allerorten. Die Reparationen verdienen den Namen „Lasten“. Etwas anders aber ist es schon mit den Steuern. Hier soll nicht untersucht werden, ob sie zu hoch oder untragbar sind, nur soviel sei gesagt, daß, wo immer es fertigbekommt, die Steuern auf andere abwälzt. Der Unternehmer sucht sie dem Lohn- und Gehaltsempfänger aufzubürden oder sie auf die Warenpreise zu schlagen (im letzten Fall muß sie der letzte Käufer bezahlen). Nicht immer gelingt es, sie vom Lohn oder Gehalt abzugewenden, und auch nicht immer, sie in die Gestehungspreise hineinzubekommen und sie im Warenpreis wieder zu erhalten. Je wachsender und je stärker die Gewerkschaften sind, um so weniger werden die Arbeiter die Steuerlast des Betriebes auszulösen haben. In- und ausländischer Wettbewerb schiebt auch ab und zu der Abwälzung der Steuern auf die Warenpreise einen Riegel vor. Im allgemeinen aber besteht die Meinung, die Betriebssteuer abzuwälzen, und oft gelingt es auch. Den Steuerdruck müssen also oft andere aushalten. Daß der Staat die Aufgabe hat, hausväterlich Steuern zu erheben, ist ein Gebot der wirtschaftlichen und auch der sozialen Vernunft.

Viel unvernünftiger ist das Gejammer über die sozialen Lasten. Bringt man „Wirtschaft und Leben“ in das richtige Verhältnis zueinander, dann sind die sozialen Einrichtungen produktive (neue Werte schaffende) Anlagen. Daß mit der menschlichen Arbeitskraft kein Hausbau getrieben und daß sie beizeiten aufgestrichelt wird, ist für Kulturmenschen ganz selbstverständlich. Die Ausgaben hierfür sind keine Lasten oder (wie man oft so vielfach erklärt) unproduktive Ausgaben, sondern wertvolle Anlagen. Stellen wir uns doch einen richtig ernährten, zweckmäßig und gut gekleideten Arbeiter vor, der in einer gesunden Wohnung wohnt, ein anheimelndes Familienleben führt, und einen falsch ernährten, gekleideten, wohnenden, bei dem die Furcht vor Krankheiten, Unfall und Verfall aus den Augen herauslugt, dann wissen wir genug! Der erste kann mit Verstand, mit Herz und Hand bei der Arbeit sein, also etwas Beachtliches leisten, ohne zu verkommen. Dem zweiten ist die Arbeit eine Last und er wird den anderen zur Last. Andere müssen ihn mit „durchreißen“.

Wenn die Herren dies nur einmal gründlich bedächten! Wäre es nicht, die Kosten, sondern das „Zuwenig“ an sozialem Denken und Handeln ist, was die sozialen Einrichtungen nicht recht fruchtbar werden läßt. Es handelt sich ja nicht allein um den Lohn (möglichst hohen Lohn), sondern auch um gesunde Arbeitsbedingungen, um die Erhaltung der Lebenskraft, um die Befreiung der gefährlichen Wangen und des verhaltenen Lebensüberdrusses. Es handelt sich nicht darum, so zu leben, wie manche reiche Leute leben. Es zu leben ist für die Massen gar nicht möglich und auch nicht lebenswert; denn gut zu leben, wie man so sagt, bedeutet noch nicht, fröhlich und zweckmäßig leben. Darum aber geht es: Vernünftig zu schaffen und vernünftig zu leben. Solche Einrichtungen zu erlangen, die ein möglichst hohes Maß von Lebensfähigkeit und Lebensfreude verbürgen. Das wirkt sich, darauf kann man sich verlassen, auch günstig für die Wirtschaft aus. „Wer schaffen will, muß fröhlich sein.“ Das gilt für alle, nicht nur für eine kleine Schicht.

Wir lernen immer mehr, daß unser Erdball groß genug ist, um viel mehr Menschen als heute Arbeitsgelegenheit und Fortwärtkommen zu ermöglichen. Einer, der etwas vom Wirtschaften versteht, behauptet, daß wir erst am Anfang der gewerblichen Entwicklung sind, nicht am Ende. Von einer solchen grundsätzlichen Überlegung her muß man auch die soziale Fürsorge ansehen und danach handeln. Das Gebot von den sozialen Lasten unter freudig an, sobald man erkannt hat, wie wirtschaftsfördernd die soziale Fürsorge wirkt, wenn sie gründlich und umfassend genug ist. Wenn jeweils nur das Notdürftigste geschieht, sind keine großen Lichter anzufachen. Wenn der Kranke wieder so leidlich auf die Beine gebracht, der Verletzte wieder zusammengekehrt, der Kraftlose wieder etwas angeputzt wird, so ist wohl etwas getan, und dies ist besser als noch weniger oder gar nichts. Aber nicht nur das Notdürftigste soll geschehen, sondern das heute, morgen und übermorgen Menschenwürdige. Mit unserem sozialen Wissen können wir uns heute schon sehen lassen; aber wir können keinen Staat mit unserer sozialen Fürsorge machen.

Unsere jetzige Fürsorge hat ja leider noch den großen Mangel, daß sie nicht vorbeugt, sondern erst hilft, wenn das Übel offensichtlich ist. Kein Wunder, daß sie da unproduktiv erscheint oder auch wertlos ist. Deshalb von Grund auf Vorbeuge, Vorbeugung! Die kostet vielleicht mehr, aber sie ist vorzuziehen als die Fürsorge, sie läßt ein gesünderes, leistungsfähigeres und froheres Geschlecht heran. Wenn in einem Betrieb alle vierel oder halbe Jahr alle dort arbeitenden Menschen von mehreren Ärzten hintereinander untersucht werden, gibt es sehr wahrscheinlich viel weniger Kranke, Leidende und Krankheit vererbende Menschen. Und was schon angebracht ist: die Angestellten und Arbeiter würden lebensfroher. Sie würden darauf gebracht, mehr auf ihre Gesundheit und Kräftehaltung zu achten, und das bräuhle einen fröhlicheren Lebenswille mit sich. Wie viele aber sind nicht eigentlich krank, sondern müde, furchtbar bedrückt aus einem Mangel an Lebenswille. Dieser Mangel aber geht zurück auf geringere, aber fehlende soziale Einrichtungen, auf unzureichende soziale Fürsorge oder auf nicht zureichende Behandlung.

Man soll eine Angelegenheit nicht anerkennen, sondern durchdenken und möglichst vollständig klären, dann bekommt die zersplitterte Sache ein besseres Gesicht. Wer zu langsam und schrittweise ansetzt, ist auf dem falschen Wege. Nicht abwarten, sondern aufbauen; nicht das Unvollkommene noch unvollkommener machen, sondern in verständiger Weise das jeweils Mögliche zu schaffen, nach und nach. Auf neue Erkenntnisse bedacht sein, sie zu prüfen und das Besondere der Besondere anzupassen, ist auch eine wichtige Aufgabe in der sozialen Fürsorge. Es ist aber zweckmäßiger, mehr von der Vorbeuge als von der Fürsorge zu sprechen. Dies aus Gründen, die in diesem Aufsatz genannt wurden. Die soziale Fürsorge nicht ablehnen!

Den Arbeitsmarkt entlasten

In dem Aufsatz über Die Arbeitslosigkeit als Dauerzustand in Nr. 11 der MZ wird sehr richtig betont, daß dies ein Dauerzustand geworden ist, der zu einem festen Stamm von etwa 500 000 Arbeitslosen geführt hat. Der Vorschlag, die fünfjährige Arbeitswoche einzuführen, damit eine größere Anzahl von Arbeitslosen in dauernde Stellung untergebracht werden kann, ist sehr vernünftig, wird aber wohl bei denen, die dauernde Beschäftigung haben, wenig Beifall finden. Da, mancher Kollege geht sogar so weit, sich lieber zu überstunden anzubieten, mag der andere arbeitslos verkommen. Hand aufs Herz, Kollegen, ihr werdet alle schon solche unkollegial handhabenden Kollegen kennengelernt haben! Eine Mahnung an die Kollegialität ist meist erfolglos. Da hilft nur ein ganz scharfes Gesetz ohne Ausnahmeparagrafen. Ob wir aber dazu kommen werden? Ich glaube nicht recht daran. Wir sind ja in so viele Parteien oder Richtungen zerplittert, die sich gegenseitig bekämpfen, wodurch die Tätigkeit der organisierten Arbeiter zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist. Erleben wir es doch jetzt, daß sogar in unserm DMW ein Keil hineingetrieben werden soll, der zu keinem andern Ergebnis führen kann, als die Kraft des Verbandes zu schwächen. Aber eines könnte doch geschehen, wozu bisher nur andeutungsweise geschrieben wurde: Will man durchaus nicht zur Herabsetzung der Altersinvalidität schreiten, weil angeblich die Mittel, etwa 500 Millionen Mark, dazu nicht vorhanden sind (zu Panzerkreuzerbauten wären sie bestimmt da), so sollte man wenigstens die über 60 Jahre alten Arbeitslosen, sobald sie ausgetrennt sind, ohne weiteres in die Altersinvalidität überführen und aus den Arbeitsnachweisen herausnehmen, denn es sind wirklich Invaliden der Arbeit. Diese Maßnahme würde nur einen Teil der 500 Millionen ausmachen und zugleich den Arbeitsmarkt nicht unerheblich entlasten. Wenn es bei den Angestellten geht, warum nicht auch bei den Arbeitern? Also bitte, Arbeitervertreter, ihr habt das Wort! D. S., Berlin.

Entwicklung der Tariflöhne in zwei Jahren

In den beiden verfloffenen Jahren haben heftige Lohnbewegungen stattgefunden. Es wurde der der Arbeiter, fast mit Hilfe der Gewerkschaften, um einen Reichtum am Produktionsertrag gekämpft. Nach den Berechnungen des Statistischen Reichsamts sind die tariflichen Stundenlöhne vom 1. Januar 1928 bis 1. Januar 1929 im gemessenen Durchschnitt für gelernte Arbeiter um 6,4 h über den Durchschnitt des Jahres 1927 betrug die Steigerung, 8,7 und 12,1 h. Zu Beginn des Jahres 1928 lagen die Tariflöhne der Facharbeiter auf 141,7 und am 1. Januar 1929 auf 160,7 h über dem Vorjahresstand. Bei den ungelerten Arbeitern ging die Steigerung der Wochenlöhne auf 161,4 und 173,9 h über die Vorjahreshöhe hinaus. Es handelt sich hier um die tariflich höchsten Gruppen. Im einzelnen zeigt die Entwicklung der Lohnsätze folgendes Bild:

| | Gelernte Arbeiter | | Ungelernte Arbeiter | |
|-------------|-------------------|-------------|---------------------|-------------|
| | Stundenlöhne | Wochenlöhne | Stundenlöhne | Wochenlöhne |
| Januar 1927 | 88,5 | 45,68 | 67,1 | 34,53 |
| Januar 1928 | 101,6 | 49,20 | 75,2 | 37,56 |
| Januar 1929 | 108,1 | 53,34 | 81,0 | 40,50 |

Legt man den Jahresdurchschnitt 1927/28 zugrunde, so liegen die tarifmäßigen Wochenlöhne am 1. Januar 1929 für gelernte um 6,2 h und für ungelerte Arbeiter um 7,4 h über dem genannten Durchschnitt. In den Produktionsmittelindustrien betrug der Stundenlohn für gelernte Arbeiter am 1. Januar 1929 112,4 h gegen 105,3 h des gleichen Zeitraumes 1928 und 97,3 h in 1927. Bei den Verbrauchsgüterindustrien lauteten die Zahlen folgendermaßen: 78,6, 73,7 und 68,3 h.

Arbeitersekretariate und Lebensversicherung

Abonnenten sogenannter Versicherungszeitungen finden sich recht oft auf den Arbeitersekretariaten oder den Rechnungsstellen der Volkshilfe ein und suchen Rat und Hilfe, wie sie von solchen Abonnentenverträgen wieder freilassen können. In seinem Jahresbericht 1928 bemerkt zu dieser Sache das Arbeitersekretariat in Pforzheim: „Auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts waren es gegen Schluss des Geschäftsjahres vielfach Klagen wegen Ablehnung von Versicherungszeitungen, die eine persönliche Vertretung notwendig machten. In den meisten Fällen gegen die Versicherungsstellen, nachdem ihnen unsere Klagenminderungen und Verzugszinsen zugestimmt worden waren. Das Erfreulichste daran ist, daß in immer größer werdenden Kreisen die Wertlosigkeit derartiger Versicherungen erkannt wird. Darum ändern auch die von Zeit zu Zeit veröffentlichten Dankzettel für Auszahlung von Versicherungssummen nichts. Könnte man als Antwort auf eine derartige Klage immer an der gleichen Stelle die abgelehnten Zahlungen veröffentlichen, so bräuhle in ganz kurzer Zeit die ganze Weltlichkeit der Versicherungszeitungen zusammen.“

Eine ständige Klage

Aus Rürnberg schreibt ein Verbandskollege: Als Mitglied verschiedener Organisationen muß ich gestehen, daß sich in Sachen des Kaufens und Zinsens in unseren Verammlungen noch nichts gebessert hat. In den Versammlungen, wo die Kameraden zu erprobter Arbeit beisammen sind, mühte begonnen werden, mit der üblichen Speicherei abzubrechen. Es ist eines sozialistischen Arbeiters unwürdig, sich im Wiederholungs- und Tabakraus wohl zu fühlen. Die Freiheit der einen wird zur Drangsal der andern. Die einen sollten Rücksicht auf die andern nehmen. Wie kann man den Ernst zur Sache haben, wenn dauernd Glaschen und Weinchen die Worte der Vortragenden begleiten? Dem Vortrage nach mühte man vernünftig, einen Abend in der Volkshilfe beizuwohnen, sieht man aber in die Geschäft der Herr, so möchte man glauben, anderswo zu sein. Die Anwesenheit und Anfertigkeit leiden durch Alkohol und Tabakqual. Beide sind unbedingt aus unseren Versammlungen zu bannen.

Jubiläum in Dresden

Am zweiten Male feierte die Verbandsstelle in Dresden ihre Jubiläum. Nachdem bereits im Jahre 1925 450 Kollegen auf eine halbjährige und längere Mitgliedschaft in der Deutschen Metallarbeiter-Verband zurückzuführen konnten, waren es jetzt 841, die 21 Jahre und mehr der Organisation angehören. Was zu Ehren hatte man am 18. März eine groß angelegte und gut gelungene Fester veranstaltet, an der auch noch 31 Kollegen teilnahmen, die seit der Gründung dem Verband angehören. Nachdem die Teilnehmer und insbesondere die Jubilare durch die Freizeitung begrüßt worden waren, wurde das anschließende Festprogramm seinen Anfang mit Musik und Gesang.

Kollege Franz Ketz hielt die Schlussrede. Er hob hervor, daß die Verbandsstelle im Jahre 1929 229 Mitglieder gezählt und sich heute zur weitestgehenden Verammlungen emporgearbeitet habe und 37 000 Mitglieder zähle. Besonders dankte er den Jubilaren, die so lange Jahre der Organisation die Treue gehalten haben. Bei dieser Gelegenheit dankte der Sekretär der Arbeit der Frauen der Jubilare, ohne deren treue Mitarbeit es unmöglich nicht möglich gewesen wäre, die Kämpfe und die damit verbundene Arbeit durchzuführen. Aufschließend hieß es noch ein gemütliches Beisammensein verbunden mit Tanz hat.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: C.-N. 62441, 62442, 62443
Mit Sonntag dem 7. April ist der 15. Wochenbeitrag für die Zeit vom 7. bis 13. April 1929 fällig.

Ortsverwaltungen

Bei den Wahlen der örtlichen Verwaltungen sind die zu § 88 Absatz 2 des Statuts vom Verbandstag in Karlsruhe angenommenen Änderungen zu beachten:
1. Wählbar ist nur Mitglieder, die mindestens 52 Wochen dem Verband angehören und für diese Zeit ordentliche Beiträge entrichtet haben.
2. Wahlberechtigt sind nur Mitglieder, die mindestens 13 Wochen dem Verband angehören und für diese Zeit ordentliche Beiträge entrichtet haben.

Häufig werden Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet über Angelegenheiten, die ihre Erledigung leicht durch die zuständigen Ortsverwaltung finden können. Weikens in diesen Zuschriften ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht beigefügt, der unbedingt erforderlich ist, wenn auf eine Verantwortung gerechnet wird. Die Mitglieder sollten sich stets zunächst an die Ortsverwaltung wenden.

Stuttgart, Adlestraße 16.

Der Verbandsvorstand.

Zur Beachtung! • Zugang ist fernzuhalten:

von Carrossierarbeitern aller Branchen nach Basel St.; von Dreher und Gelehrten nach Graz (Andrieger Maschinenfabrik A.-G.) D.;
L. = Lohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streit in Sicht; St. = Streit; W. = Wahrung; M. = Mängel; A. = Aussperrung.
Arbeitsuchende Mitglieder sind verpflichtet, auch wenn der betreffende Ort nicht in der Zeitung gelistet ist, Erkundigung bei der zuständigen Ortsverwaltung oder, wo eine solche nicht besteht, beim Vorstand eingeholen. Das Schriftstück ist von der Verwaltung, der das Mitglied zurzeit angehört, zum Ausweis der Mitgliedschaft abzustempeln zu lassen.

Verbandsanzeigen

Freiburg i. Br. Zum baldigen Eintritt Geschäftsführer gesucht. Verlangt wird erste Kraft, fünfjährige Mitgliedschaft im DMV, agitatorische und organisatorische Fähigkeiten, sowie Kenntnis im Arbeitsrecht und Tarifwesen. Gehalt nach den Beschlüssen des Verbandstages. Bewerbungen mit der Aufschrift „Bewerbung“ unter Angabe der bisherigen Tätigkeit in der Arbeiterbewegung, Alter, Beruf und Familienverhältnisse sind bis spätestens 13. April 1929 an die Adresse Theodor Meier, Freiburg i. Br., Schwabenstr. 2 einzureichen.
Dorford. Zum Geschäftsführer wurde Kollege Karl Gebhardt Dorford gewählt. Allen Bewerbern besten Dank.

Wo kaufe ich mein Fahrrad?

Das Frühjahr steht vor der Tür. Bei vielen wird damit wieder der Wunsch nach, zur Arbeitsstätte mit einem Fahrrad zu fahren und auch ein solches für Sonntagsausflüge und Erholungsfahrten zu besitzen. Wir wissen, wie schwer es ist, heute ein Fahrrad zu beschaffen. Es ist deshalb notwendig, wieder einmal auf unser Gewerkschaftsunternehmen, das Linde-Fahradwerk in Berlin-Lichtenrade, hinzuweisen, das unseren Kollegen zu den bekanntesten alten Bedingungen ohne Anzahlung gegen Wochenraten von 8 M. Fahrrad abgibt. Zurzeit unterhält das Werk Fabrikniederlagen in: Berlin SW, Oranienstraße 127, Berlin W, St. Franzfurter Straße 83, Bochum, Kottstraße 27, Braunschweig, Schoppenstedter Straße 34, Bremen, Nordstraße 45/47, Breslau, Margaretenstraße 17, Dortmund, Hanfstraße 8, Düsseldorf, Wallstraße 27, Elberfeld-Darmen, Berliner Straße 78, Erfurt, Johannesstraße 56, Effen, Stoppener Straße 10, Frankfurt a. M., St. Friedberger Straße 19, Duisburg, St. Ralshof 6, Hannover, Celler Straße 166, Hagen, Weststraße 6, Hamburg, Rangelweg 16/18, Köln-Deutz, Citorfer Straße 1, Königsberg i. Pr., Vorder Hofgarten 31, Magdeburg, Schönebergstraße 6, Mainz, St. Viehe 63, München, Pestalozzistraße 40/42, Rauen, Königstraße 15, Rumold-Begegnung, Lindenstraße 12/14, Sülz, Poststraße 1, Leipzig, Seitzer Straße 83, Volkshaus, Dresden, Rittenbergstraße 5.
Außerdem hat das Werk für dieses Jahr großen Wert auf Erleichterung von Abgabestellen überall dort gelegt, wo keine Fabrikniederlage errichtet werden konnte, damit die Räder am Ort von den Kollegen beschafft und gleich gekauft werden können. Diese Abgabestellen stehen unter Aufsicht der Ortsauschüsse oder Verbände. Wir empfehlen unseren Kollegen deshalb, bei Kauf eines Rades, wenn eine Fabrikniederlage am Ort nicht besteht, sich zum Ortsauschuss oder Verband zu begeben. Das Werk gibt auf jedes verkaufte Rad eine dreijährige Garantie. Die Preise für die Fahrräder bewegen sich auf einer normalen Basis. Wer von den Kollegen also ein Fahrrad kaufen will, denke an sein Gewerkschaftsunternehmen.

Sprachecke

Die Ankerbelung. Welch langweiliges und sinnfälliges Wort! Noch neu und unverbraucht wie wenige! Warum soll das Kraftfahrzeug nur auf der Straße allgemeines Verkehrsmittel „auslösen“? Das Papier ist doch noch gebuldiger. Die Betriebsmittelnot konnte nur — nach Ankerbelung auf der Grundlage gefestigter Währung — durch natürliche Selbsthilfe der Wirtschaft beseitigt werden, so ließ sich 1924 ein Dr. S. in der Zeitung vernahmen, und in derselben Zeitung stand: „Die Goldbilanzbank soll die Mittel für die Ankerbelung unseres Wirtschaftslbens geben.“ Der Reichsfinanzminister v. Schlöcker sagte 1925: „Die Wirtschaft des besetzten Gebietes bedürfte einer Ankerbelung, um über den toten Punkt hinwegzukommen“ — man freut sich über die Durchführung des verführerischen Sines, aber die Ankerbelung kommt uns allzu oft zu Gesicht. Man las nicht nur von der Ankerbelung der Notenpresse, sondern auch von der Einbildungskraft: eine Ankerbelung der Einbildungskraft — und er fühlt sich Italien nahe.“ Vom Ankerbelung ist so oft die Rede, daß man sich kaum noch befinden kann, wie man vor der Verbreitung des Autos in solchen Fällen zurechtzufand. So war sogar der Zug zu klein: „Er kurbelt das Pferd an, es war wohl überhastet gemeint, aber man trauere den Pferden nicht! Sie legen sich in der Verzweiflung auch noch auf die technische Seite! Es ist ja das gute Recht unserer Schriftsteller, sich für ihre Schreibweise alle Erfindungen der Dichtung zu zunehmen zu machen, aber wie man ein Pferd trottelieren kann, läßt man auch G-fahrer, das Bild vom Ankerbelung durch übertriebenen Gebrauch alles Reizes zu betauben und unsern Überdruß „anzufurbeln.“
Deutscher Sprachverein.

Die Arbeitsdisziplin in Russland

Ihr Verfall und dessen Bekämpfung

Die Spalten der russischen Gewerkschaftspressen sind ausgefüllt von Berichten und Klagen über den zunehmenden Verfall der Arbeitsdisziplin und den Rückgang der Arbeitsleistung. Neuerdings hat diese Erscheinung sich auch auf das Eisenbahnwesen, das bisher im Rufe stand, den Stand der Vorkriegszeit erreicht zu haben, erstreckt und zu einer erheblichen Verwirrung des Verkehrs in entlegenen Gebieten der Sowjetunion geführt. Da die Sowjetregierung seit Jahren darauf hinwirkt, daß die Selbstkosten der Industrie und des Transports eine möglichst große Herabsetzung erfahren, so ist der starke Rückgang der Arbeitsleistung für ihre wirtschaftlichen Pläne von ganz besonderer nachteiliger Bedeutung. Es liegt zudem auf der Hand, daß eine planwirtschaftliche Leitung der gesamten Industrie, wie sie in Sowjetrußland angestrebt wird, nur möglich ist, wenn man mit einer bestimmten Arbeitsergiebigkeit zuverlässig rechnen kann. Gelingt es nicht, diese Arbeitsdisziplin aufrechtzuerhalten oder die planmäßig vorgesehene Steigerung der Arbeitsergiebigkeit auch tatsächlich zu erreichen, so werden damit natürlich auch alle planwirtschaftlichen Voranschläge hinfällig, was zu einem Wirrwarr im gesamten Wirtschaftsleben führen muß, der auch das herrschende politische System gefährdet. Es ist daher verständlich, daß die Sowjetregierung die größten Anstrengungen macht, um einen Wandel zum Besseren auf dem Gebiete der Arbeitsdisziplin und Arbeitsergiebigkeit zu erreichen.

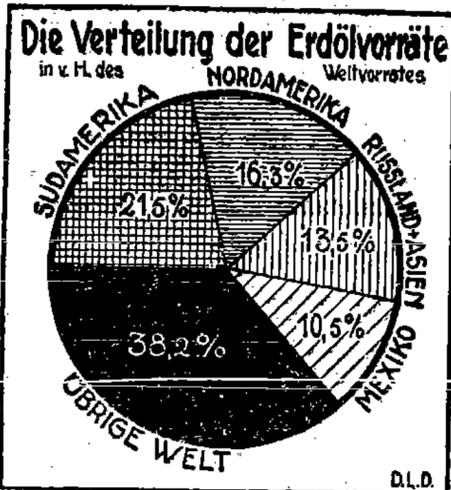
Als die berufenen Stellen, die in dieser Richtung auf die Arbeiterschaft einzuwirken haben, sind die Gewerkschaften zu betrachten. Bisher aber haben sich die Gewerkschaftsvertreter, vor allen Dingen in den nachgeordneten gewerkschaftlichen Stellen, einseitig für die Arbeiter eingesetzt und sie gegen die Werkleitungen auch dann in Schutz genommen, wenn offensichtlich schwere Verstöße gegen die Arbeitsdisziplin vorlagen. Es wird nunmehr der Versuch gemacht, die Gewerkschaften in stärkstem Maße für die Hebung der Arbeitsdisziplin einzusetzen.

Für die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage und die sich aus ihr ergebenden politischen Auswirkungen ist kennzeichnend der Aufruf des Zentralrats der Gewerkschaften, der sich an sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen wendet. In diesem Aufruf wird darauf hingewiesen, daß der sozialistische Aufbau auf große Schwierigkeiten stößt, die sich aus der wirtschaftlichen Rückständigkeit des Landes, der „internationalen kapitalistischen Einkreisung der Sowjetunion“, der Verschärfung des Klassenkampfes innerhalb des Landes usw. ergeben. „Diese Schwierigkeiten“, heißt es weiter, „können nur überwunden werden, wenn die Arbeitsergiebigkeit gesteigert und das gesamte Arbeitsregime in den Werken einer entschiedenen Gesundung entgegengeführt wird. Statt dessen führt in letzter Zeit die Schwächung der Arbeitsdisziplin, die sich unter anderem in einer großen Arbeitsversäumnis, in Trinkgelagen, Rohlingsausschreitungen während der Arbeitszeit, Beschädigungen von Instrumenten und Ausrüstungsgegenständen, Widerständen gegen die Verfügungen der Werkleitungen usw. äußerte, zu einer Erhöhung der bereits bestehenden Schwierigkeiten und Hemmungen.“ Dann geht der Aufruf auf das Verhältnis des leitenden Personals zu der Belegschaft über und erklärt im Gegensatz zu allen Berichten, die deutlich erkennen lassen, daß die Werkleitungen durch die zunehmende Grobheit und Undisziplin der Arbeiter eingeschüchtern sind, daß die Arbeiterschaft „das hochmütige Benehmen eines Teils des leitenden Personals entschieden bekämpfen muß“. Der Aufruf schließt mit den Worten: „Die Arbeiterklasse muß entschieden Widerstand allen Elementen, die sich aus Habsucht dem sozialistischen Aufbau entgegenstellen, leisten. Vor allen Dingen denjenigen, die eine Panikstimmung verbreiten und darum als bewußte Feinde der Arbeiterklasse zu gelten haben. Dazu gehören besonders die menschewistisch-trotzkistischen Elemente, die danach trachten, das Proletariat dem Sowjetstaat entgegenzustellen.“

Welch große Bedeutung einem erfolgreichen Kampf gegen den Verfall der Arbeitsdisziplin von der Sowjetregierung beigemessen wird, geht schließlich daraus hervor, daß selbst der Rat der Volkskommissare unter dem 6. März d. J. eine Verfügung erlassen hat, in der erklärt wird, daß der Rat es für erforderlich erachtet, zurzeit die ganze Aufmerksamkeit sowohl der Wirtschaftsorgane wie der Gewerkschaften auf die Fragen der Arbeitsdisziplin zu richten. Zu diesem Zweck verfügt der Rat der Volkskommissare: 1. daß den Leitungen der Staatswerke das Recht gegeben wird, selbstständig, das heißt ohne zuvor die Zustimmung des Betriebsrats einzuholen, alle gesetzlichen Strafmassnahmen gegen Arbeiter, die sich Disziplinlosigkeit zuschulden kommen lassen, anzuwenden; 2. daß alle Arbeitsbörsen verpflichtet sind, den Personen den Vorzug zu geben, die nicht wegen gröblicher und systematischer Disziplinlosigkeit schon einmal entlassen worden sind, wobei die Arbeitslosen, die wegen Disziplinlosigkeit entlassen worden sind, nicht mehr den Werken zuzuweisen sind, bei denen sie sich nicht bewährt haben; 3. daß das Arbeitskommissariat anzuweisen ist, die zuständigen Stellen zu beauftragen, bei der Kontrolle der Schlichtungskommissionen streng darauf zu achten, daß diese Kommissionen in Fragen der Arbeitsdisziplin auf das genaueste die Bedingungen dieser Verfügung durchführen.

Was insbesondere die Gewerkschaften angeht, so ist zu berücksichtigen, daß sie von sich aus gar nicht in der Lage sind, eine Reihe von Gründen, die die Arbeitsversäumnis und Disziplinlosigkeit verursachen, zu beseitigen, wie zum Beispiel die Notwendigkeit, nach Lebensmitteln

stundenlang anzustehen, die mangelhafte Ausrüstung der Werke, die vielfach zu zeitweiligen Stilllegungen führt, die stark verbreitete Trunksucht usw. Vor allem aber spielt natürlich der allgemeine Kulturzustand der russischen Arbeiterschaft eine entscheidende Rolle. Es wird immer offensichtlicher, daß die Masse der Arbeiter nicht einsieht, wie sehr für sie selbst eine Steigerung der industriellen Produktion belangvoll ist, insofern als diese Produktivität von ausschlaggebender Bedeutung für die Aufrechterhaltung des ganzen wirtschaftlichen und politischen Systems ist.



Die Weltölvorkommen, deren Schätzungen ständig schwanken, sollen sich bei Beibehaltung der gegenwärtigen Weltförderung von etwas mehr als einer Milliarde Barrels in etwa 70 Jahren erschöpfen. Die Vereinigten Staaten rechnen unter den Haupterzeugern zuerst mit der Erschöpfung ihrer Ölbestände, woraus sich erklärt, daß die amerikanischen Erdölinteressenten seit dem Kriege bestrebt sind, sich in Mittel- und Südamerika, Westasien und Russland, wo bisher die Engländer ein fast ausschließliches Monopol besaßen, Anteile an den Beständen zu sichern.

Die Familienzulage in Frankreich

Als kürzlich im französischen Abgeordnetenhaus die Sozial- und Wirtschaftspolitik erörtert wurde, zeigte es sich, daß in Frankreich bei verschiedenen Parteien das Problem der Familienzulagen immer noch im Vordergrund steht, besonders auch im Zusammenhang mit dem Rückgang der Geburtenziffer. So setzte sich der Wortführer der demokratischen Volkspartei, der im übrigen zahlreiche Forderungen der Gewerkschaften vertrat, für Familienzulagen (Soziallohn) ein. Er wies darauf hin, daß in Frankreich niemand mehr die Arbeit als eine bloße Ware betrachte. Dessenungeachtet werde jedoch der Arbeiter heute nur für seine materiellen, hingegen nicht für seine sozialen Leistungen bezahlt. Jungeselle oder verheiratet, Familienvater oder nicht, er sei dem gleichen Grundsatz unterworfen: gleiche Arbeit — gleicher Lohn. Gegen diese Formel müsse man sich wenden. Es sei vom wirtschaftlichen und vom sozialen Standpunkt aus falsch, wenn man sich nicht um die Abnutzung und Erneuerung eines der wichtigsten Faktoren der Produktion, das heißt der Arbeit, kümmere. Man dürfe nicht vergessen, daß der Familienvater arbeite, aber auch gleichzeitig für die Erhaltung der Arbeitskraft Sorge.

Von anderen Seiten wurde diese Stellungnahme unterstützt, und so liegt der Kammer ein Gesetzentwurf für die obligatorische Familienzulage vor. Die Gewerkschaften haben sich bereits scharf gegen diese Vorlage gewandt. Sie weisen darauf hin, daß es sich bis jetzt bei der Familienzulage um eine schlecht verteilte Wohltätigkeit handelte, da sie nur 1.500.000 der 8 Millionen Arbeiter zugute kam. Auch das unterbreitete Gesetz bringe keine Verallgemeinerung, da zum Beispiel die Landwirtschaft nicht inbegriffen sei. Vielfach würden jetzt die Familienzulagen lediglich zum Vorwand gegen allgemeine Lohnerhöhungen genommen: „Wir sind“, so heißt es in einem Aufsatz des Peuple, „für die Ermütigung der großen Familien durch Gewährung von Familienzulagen, diese sind dann jedoch Sache des Staates.“ Der Gesetzentwurf sei gegen dieses Prinzip gerichtet: „Es muß“, schreibt der Peuple weiter, „das Prinzip aufrechterhalten werden, daß der Lohn der Ausdruck des beruflichen Wertes, der produktiven Leistungsfähigkeit und der Schwierigkeit und Gefahr der Arbeit ist. Wenn man noch weitere Faktoren einführt, so ist kein Ende abzusehen. Es werden Ungerechtigkeiten entstehen und die Entwicklung der Produktion wird behindert. Wenn das System der Familienzulagen eingeführt werden soll, so muß es ein staatliches sein. Dann werden alle großen Familien berücksichtigt. Der vorliegende Gesetzentwurf sieht jedoch keine Kontrolle vor, weder von dem Staate noch von der Arbeiterorganisation. Deshalb können wir uns nicht damit einverstanden erklären.“

Der Arbeitsmarkt in Südwestafrika

In der Wochenzeitung des Arbeiterverbandes für Südwestafrika, dem Volksblatt, das in Windhuk erscheint, finden wir einen längeren Aufsatz über die deutsche Auswanderung nach Südwestafrika. Wir lassen davon das für uns Wesentliche folgen. Das Volksblatt schreibt:

„Immer wieder kommen deutsche Arbeiter nach Südwestafrika unter Bedingungen, die ihnen kaum die Möglichkeit zum Leben geben, selbst wenn sie sich an den Vertrag halten, den sie in Unkenntnis der Verhältnisse in der Heimat mit gewissenlosen Unternehmern geschlossen haben. Wenn die betreffenden einige Zeit hier sind und die Verhältnisse kennen, ziehen sie es meist vor, sich anderweitig Beschäftigung zu suchen. Der Arbeitsmarkt ist aber an sich gefüllt; es ist darum vielfach nur dann möglich, Arbeit zu finden, wenn man sich unter dem ortsüblichen Lohn anbietet. Unter diesen Umständen sei den deutschen Arbeitern folgendes mitgeteilt:

Wer nach Südwestafrika gehen will, erkundige sich erst nach den ortsüblichen Lohnsätzen. Die Reise muß bezahlt werden, eine Rückreisevergütung nach zwei bis drei Jahren verbürgt sein. Bei der Abfassung der Verträge ist die tägliche Arbeitszeit, die wöchentliche Freizeit, der jährliche Urlaub, der Lohn bei Krankheit und die Haftpflicht des Unternehmers für Arzt und Krankenkassenkosten genau festzulegen. Weiter ist genau festzulegen (wenn freie Station) ein eigenes und verschließbares Zimmer, die Zahlung des Lohnes in bar und die Kündigung. Der Vertrag muß vom englischen Konsul gestempelt sein (Kosten etwa 5 Mk.).

Der Arbeiterverband für Südwestafrika schreibt für Handwerker einen Mindestlohn von 21 1/2 Schilling (21,50 Mk.) für den achtstündigen Arbeitstag vor. Vom Handwerker wird eine große Vielseitigkeit verlangt, da bei den meist kleinen Betrieben eine Spezialisierung nicht angängig ist. Leider findet man gerade bei den in Deutschland organisiert gewesenen Handwerkern, daß sie sich hier nicht um die Gewerkschaft kümmern — Ungelernte Arbeiter kommen hier nicht in Frage, da die Tagelöhnerarbeit von den Farbigen verrichtet wird. Ihr Mindestlohn beträgt 17 1/2 Schilling. Für Kaufmännisches Personal ist es hier ganz aussichtslos, eine Stellung zu erhalten. Besonders schlecht sind die Aussichten für Verkäufer. Solche junge Leute werden oft in Deutschland für 15 Pfund monatlich angenommen, sie müssen hier aber für Wohnung, Kost und Wäsche allein 10 Pfund zahlen. Der Normallohn wäre 25 Pfund (oder 500 Mk.).

Weibliche Angestellte werden in Deutschland zu einem Entgelt angeworben, das man hier überhaupt nicht als Lohn, sondern als Taschengeld bezeichnet. Leider vermittelt, heißt es im Volksblatt weiter, der Frauenbund der Deutschen Kolonial-Gesellschaft weibliches Haus-, Farm- und Hotelpersonal für 1 Pfund 10 (oder 30 Mk.). Vom Frauenbund sollte man erwarten dürfen, daß er sich nicht in dieser Weise betätigt, zumal er über die Landesverhältnisse wohl durch seine hiesigen Ortsgruppen unterrichtet ist. Die Mädchen, die hierher geschickt werden, dürfen schon um des Ansehens der weißen Rasse willen in Lohn und Behandlung nicht mit den Eingeborenen gleichgestellt werden. Häufig werden junge deutsche Mädchen — oft mit Verträgen von zwei bis vier Jahren — an solche Damen vermittelt, die eingeborenes oder hiesiges weißes Personal nicht mehr oder nur schwer bekommen können. Wir sind der Meinung, so schreibt das Volksblatt wörtlich, daß „die staatlichen Zuschüsse, die der Frauenbund erhält, ihm zum mindesten die Pflicht auferlegen, die Kontrakte, auf die hin die jungen Mädchen herausgeschickt werden, sorgfältig zu prüfen... Zieht man in Betracht, daß einer Eingeborenen, die im besten Falle acht Stunden arbeitet, bis zu 13 Pfund bezahlt werden, den etwas fortgeschrittenen und den Kap-Eingeborenen aber 5 bis 6 Pfund, so muß der Lohn für eine weiße Stütze, Hausgehilfin usw. mindestens 7 bis 10 Pfund betragen, für eine Köchin oder selbständige Wirtschaftlerin 10 bis 17,10 Pfund.“

Im übrigen ist der Arbeiterverband für Südwestafrika (Windhuk, SWA, Postfach 152) gerne zu Auskunft an Einwanderlustige bereit.

Der Achtstundentag in Rumänien

In einer kürzlich im rumänischen Parlament gehaltenen Rede hat der Präsident des Rumänischen Gewerkschaftsbundes, Gennose Florescu, daran erinnert, daß es in Rumänien wohl ein Gesetz für den Achtstundentag gibt, daß jedoch für seine Durchführung bis jetzt nicht das geringste geschehen ist. Er forderte deshalb die Regierung auf, das Versprechen endlich einzulösen. Drei Tage nach der Rede hat denn auch der Ministerrat das Versäumnis nachgeholt. Endlich ist die Verordnung für die Durchführung des Gesetzes über den Achtstundentag erschienen. Damit ist — das Gesetz regelt auch die Frauen- und Kinderarbeit — der Achtstundentag in Rumänien zur Tatsache geworden.

Das Gesetz ist noch unter der letzten liberalen Regierung zustande gekommen. Es sollte jedoch damit nur eine internationale „Formalität“ erledigt werden, und man hatte die Absicht, die Verordnung nie durchzuführen. Die wiederholten Konferenzen der Arbeiter für die Durchführung des Gesetzes hatten nicht den geringsten Erfolg. Erst nach dem Eingreifen der sozialistischen Vertreter im jetzigen Parlament ist nun Ernst gemacht worden. Der Vorwärts von Czernowitz kommentiert das Ereignis wie folgt:

„Vierzig Jahre hat man um den Achtstundentag gekämpft, jetzt ist er Wirklichkeit geworden. Wirklichkeit? O nein, nur Gesetz! Denn die Anwendung des Gesetzes dürfen wir nicht von den Unternehmern, auch nicht von den Behörden erwarten. Das Gesetz wird so viel Geltung haben, als Arbeiterkraft hinter ihm steht. Es geht in Rumänien mit dem Achtstundentag wie mit dem allgemeinen Wahlrecht. Das rumänische Volk hat das allgemeine Wahlrecht dank einer internationalen revolutionären Machtverschiebung bekommen und nicht aus eigener Kraft erobert. Deshalb mußte es sich die Anwendung dieses Gesetzes erst erobert. Auch der Achtstundentag ist zu einem großen Teile die Folge der internationalen Macht der Arbeiterklasse, deshalb müssen die Arbeiter Rumäniens sich die Anwendung erobert. Dies aber setzt den Ausbau der gewerkschaftlichen Organisationen voraus. Das neue Gesetz muß für die Arbeiter ein Ansporn sein, sich zu organisieren: Gewerkschaften zu begründen, wo keine sind, und sie zu stärken, wo sie schon bestehen. Gewerkschaften im Sinne der Amsterdamer Internationale. Die kommunistischen Gewerkschaften mögen sich vorzüglich signen, um Sympathie- und Kundgebungen für Stalio oder gegen Trotzki und im Auftrag von Moskau Proklamationen zugunsten eines chinesischen Generals zu erlassen, aber für den Klassenkampf der Arbeiter, als Instrumente für die Befreiung der Arbeiterklasse durch den Kampf um Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit und Sicherung der sozialen Lage sind sie jedoch unbrauchbar.“

Zahle möglichst hohe Löhne!

Die 10 Gebote eines amerikanischen Großunternehmers

Charles M. Schwab, der Präsident des Amerikanischen Eisen- und Stahlinstituts, hat seinen Kollegen in 10 Geboten dargestellt, was sie zu tun haben, um die Vereinigten Staaten auf der jetzigen Stufe des Wohlstandes zu halten. Der Gewährsmann der amerikanischen Schwerindustrie stellt zunächst fest, daß eine weitere Aufwärtsbewegung im Geschäftsleben Amerikas für den Augenblick nicht zu erwarten sei und das große Problem nun darin bestehe, die gute Geschäfts- und Wirtschaftslage dauernd zu machen. „Natürlich hat niemand ein unfehlbares Rezept für dauernden Erfolg; ich möchte jedoch trotzdem einige grundlegende Wahrheiten sagen, die uns allen nützen können. Folgendes sind die 10 Gebote, die nach meiner Ansicht den Schlüssel zu dauerndem Wohlergehen darstellen: 1. Zahle deinen Arbeitern möglichst hohe Löhne; der wirtschaftliche Erfolg ist in hohem Maße von guten Lohnsätzen abhängig. 2. Behandle die Arbeiter als Partner des Unternehmens; der gute Geschäftsgang hängt mehr von menschlichen Beziehungen ab, als von der Organisation des Geldes und der Maschine. 3. Leite dein Unternehmen im vollen Licht der Öffentlichkeit; vom öffentlichen Vertrauen zur öffentlichen Verdächtigung ist nur ein Schritt, erbittlich ist; es ist gut, nicht zu vergessen, daß keine Notwendigkeit der Überproduktion besteht. 4. Gedenke der Lösung; Leben nicht lassen; selbst erfolgreichere Industrien können es sich leisten, daß die rückständigeren Industrien zu weit zurückbleiben. Soll das wirtschaftliche Wohlergehen von Dauer sein, so muß es regelmäßig verteilt sein. 5. Begrüße neue Ideen; wenn wir einer Sache Dauer verleihen wollen, so müssen wir immer auf den Wechsel vorbereitet sein. 7. Gebe dich nie mit dem Erreichten zufrieden; Eitelkeit und Bequemlichkeit diegen schafflich; Preisschneiderei, Überkapitalisierung und unwirtschaftliche Verteilungsmethoden fügen dem Geschäft und dem Publikum ebensoviel Schaden zu, wie künstliche Preisfixierung und Monopole. 8. Denke und sehe voraus; es ist leichter, einen Rückgang zu vermeiden, als ihn gutzumachen. 10. Sei fröhlich und arbeite dem Grundsatze zufolge, daß der Hauptzweck jeglichen Wirtschaftens die Förderung des Wohlergehens der Menschen ist.“

